

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weineck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Zuckend sank, nach dieser letzten verzweifelnden Anstrengung ihr Oberkörper in sich zusammen, und die Hände vor das Gesicht geschlagen, blieb die Aermste eine lange — lange Weile regungslos in ihrem Sitz liegen.

Wieder war eine der Kerzen abgebrannt, erloschen, andere waren dem Erlöschen nahe. Langsam minderten sich die Flammen, sie wurden kleiner, trüber, erstarben endlich mit einem letzten Aufblähen und nur der kohlende Docht zeigte noch eine kleine Weile ein Fünkchen, das dann auch erlosch. Immer weniger wurden der Kerzen und immer düsterer erschien das langgestreckte Gemach, dessen Enden bereits ein unheimliches Dämmern barg. Die Nacht mußte schon weit vorgeschritten sein.

Elisa achtete nicht darauf — sie sah es nicht, denn unbeweglich ruhte sie noch immer in ihrem Sitze, die Augen mit den Händen geschlossen. Doch war sie ruhiger geworden und vermochte den Faden ihrer Gedanken wieder aufzunehmen.

„Meine Eltern! — Wer sind meine Eltern — leben sie noch, haben sie Kenntniß von dem Dasein, dem Schicksal ihres Kindes?“ So fragte sie sich und bereits schon wieder mit steigender Erregtheit. „Oft hat mir Henry erzählt, wo und wie er mich gefunden — ich soll etwa drei Jahre, oder noch älter gewesen sein — ich weiß nichts mehr von meiner frühesten Jugend und was mit mir geschehen, ehe ich in den Wald gekommen. Unter anderen fremden Menschen muß ich geboren worden sein, meine ersten Jahre zugebracht haben, denn Worte, meinen neuen Eltern unverständlich, wußte ich zu stammeln. Ich habe sie vergessen — nie mehr daran gedacht. — Doch nein! Jüngst, vor wenigen Tagen, bei dem

tollen Mitt durch die Karlslust, da rief mir das Weib, welches ich in meinem Uebermuth niederritt, ein solches Wort nach, das an mein Ohr tönte wie ein Klang aus längst vergangener — Kinderzeit, das ich zu kennen, zu verstehen glaubte. Es klang fast — wie ein Fluch! — Sollte ich zu Jenen gehören, von ihnen abstammen und nun auch — von ihnen verflucht worden sein? — Es wäre furchtbar!“ —

Und wieder zuckte der Kopf in den Händen, die ihn hielten, zusammen; der Mund, der leise in abgerissenen Sätzen ihre Gedanken ausgesprochen, verstummte, und die Brütende versuchte nun die neuen Bilder, welche in ihr aufgetaucht, sie mit Entsetzen — mit Ekel erfüllten, zu verschrecken. Doch mußte dies der Ringenden nicht so leicht gelingen, denn blieb das Auge auch geschlossen, so fuhr eine der Hände doch tastend nach dem bloßen Halse, wo an dem rothen Bändchen der goldene Pfennig mit der fremdländischen Inschrift hing, den Henry — damals gefunden — den die fremde wunderschöne Frau getragen, von welcher er Elisa so oft erzählt, die ihr so ähnlich gesehen haben sollte, und die vielleicht — Elisa's Mutter gewesen!

„Entsetzlich!“ keuchte es aus ihr hervor, während ihr ganzer Körper sich schüttelte. Dann ließ sie wie betäubt den Oberkörper auf die Lehne des breiten Sitzes fallen und that sich Gewalt an, um ihren Geist, ihre glühende, ungezügelte Phantasie, die ihr so Furchtbares enthüllt, zur Unterthänigkeit zu zwingen. Es gelang. Die Aufregung des armen Geschöpfes war eine zu große, unnatürliche gewesen, eine Abspannung mußte erfolgen und die Augen schlossen sich. Wenn auch kein Schlaf sie umfieng, so war es doch ein Zustand bewußtloser Ruhe,

der sie für Augenblicke ihrem Erdenleid zu entrücken vermochte. —

Stunden vergehen, eine Kerze nach der anderen brennt nieder — erlischt, in ihrem Sessel liegt Elsa und rührt sich nicht. Ihr Zustand zwischen Schlaf und Wachen hält an und übt einen wohlthätigen Einfluß auf ihren Körper, wie auf ihren Geist, der erwacht, Ruhe und Klarheit wieder gefunden haben wird. Mitternacht kann nicht mehr ferne sein — da wird es plötzlich in dem bisheran so öden und todtkilln Hause laut. Drei Schläge ertönen an dem äußeren Thor der Eremitage und über den Flur schreitet Jemand, dessen Tritte eigenthümlich gedämpft klingen, als ob er auf schweren Teppichen gehe. Elsa fährt empor. Erschrocken rarrt sie in das halbdunkle Zimmer, wo nur noch ein paar Kerzen brennen, die doch auch schon nahe dem Verlöschen sind. Draußen werden Thüren auf und zugemacht, Schritte sind vernehmbar. Der entscheidende Augenblick naht — er ist da! sagt sich Elsa, denn man hätte sie nicht in das Gewand der Trauer, der Büßenden gekleidet, wenn das, was man von ihr verlangt, nicht noch heute — oder vielleicht heute Nacht, vor sich gehen sollte. Sie versucht sich aufzurichten, doch ihr Körper schwankt, und ohne eine Anstrengung zu machen, um sich zu halten, läßt sie sich auf den Boden — auf die Knie niedergleiten. Jetzt entfließen ihren Augen Thränen, die das Weh, welches gleich eisernen Banden ihr Herz umschürt hält, lösen und tief aufathmend, die Hände gefaltet, spricht sie:

„Ich habe gesündigt — schwer gesündigt an den Meinigen — an Allen, die mich liebten, die mir nahe standen. Herr vergieb mir! richte milde meine Fehler, die ich erkenne — meine Sünden, die ich bereue, und erböse mich gnädig von diesem Bängen, das entsetzlicher ist, als der Tod — befreie mich aus dieser düsteren Cede, die graufiger ist, als das Grab!“

Ein letztes „Amen“ erstirbt auf den Lippen der Betenden, die, wie von einer Ohnmacht erfaßt, mit dem Gesicht zu Boden fällt.

Nun wird es stille in dem düsteren Gemach, doch dafür ertönen draußen wieder Schritte, viele Personen müssen es sein, die langsam die Treppe ersteigen.

Elsa hört es nicht; ist ihr die Besinnung wiedergekehrt, so betet sie wohl noch leise fort.

Wieder erlischt eine Kerze mit leichtem Aufklackern, die letzte brennt düster, auch sie wird in wenigen Augenblicken erloschen sein.

Draußen auf dem Flur ist es noch immer nicht ruhig geworden, doch jetzt nähern sich Schritte; von der Treppe steigen sie nieder, hastig, fest, und wenden sich dem Zimmer zu, wo Elsa am Boden liegt.

Das Schloß knarrt, die Thüre öffnet sich und auf der Schwelle erscheint ein Mann in einem langen schwarzen Mantel gehüllt, eine Maske vor dem Gesicht.

Einen Augenblick schaut er auf die an der Erde Liegende, das Gesicht zeigt unter der Maske ein häßliches Lächeln, dann aber fährt die Hand nach dem Herzen, als ob sie eine jäh dort aufgetauchte Bewegung hemmen und bannen wolle. Die Lippen verzerren sich wie zu einem unwilligen

Fluch, das Antlitz nimmt seinen finsternen Ausdruck wieder an, die Maske fällt und Destner spricht:

„Stehe auf, es ist an der Zeit!“

Keine Bewegung des Schreckens, oder nur der Ueberaschung macht Elsa. Langsam richtet sie sich empor und ruhig, gefaßt entgegnet sie:

„Ich wußte, daß Ihr mich holen würdet. Ich bin bereit, Euch zu folgen und zu thun — was man von mir verlangt, wie ich es von Frau Agnes erfahren.“

„Das ist gut,“ sagte Destner, indem die ernst gewordenen Züge wieder für einen Augenblick jenes frühere böse Lächeln überfliegt. „So höre denn, wie es geschehen soll.“

„Redet! ich werde getrenlich Euren Worten folgen.“

„Ernst und feierlich ist der Vorgang,“ fährt Destner fort, „deshalb erschrecke nicht über die schwarzen Behänge der Wände, welche Dein Auge treffen werden, nicht über die Männer in ihren schwarzen Mänteln und Masken. Ich führe Dich in einen Saal, wo Seine Durchlaucht und noch Andere, die Du gekränkt hast, weilen. An der Stelle, welche ich Dir bezeichnen werde, kniest Du nieder und bringst Deine Abbitte vor, ohne einen Namen zu nennen — das merke Dir! wenige Worte genügen. Dann wird der Herzog Dein Urtheil sprechen, Gnade vor Recht ergehen lassen und Du erhältst die Freiheit — welche die passendste für Dich ist. Bist Du nun bereit?“

„Ich bin es!“ antwortete Elsa mit festem Ton. „Laßt uns gehen, damit dies tödtliche Bängen ein Ende nimmt und ich diesen entsetzlichen Ort verlassen kann.“

„In wenigen Augenblicken wirst Du ihm für immer fern sein. Komme!“

Destner hat die Maske wieder vorgelegt und schreitet voran. In dem Augenblick, als Elsa aus der Thüre in den schwarz behangenen Flur tritt, erlischt in dem Zimmer die letzte Kerze und hinter ihr verstrahlt Alles in tiefe Nacht.

Die Treppe geht es hinan. Jetzt stehen sie vor dem Eingang des großen Saales. Die beiden Flügel stößt Destner auf und Elsa muß sich Gewalt anthun, um einen Schreckensschrei zu waterdrücken, nicht unzusinken. Mit starkem Arm hält sie Destner, und leise, hastig raunt er ihr zu:

„Muth! Nur wenige Augenblicke und Alles ist vorüber und Du bist frei!“

Weiter schreiten sie und betreten nun den Saal, dessen Thüre Destner hinter sich zuwirft.

Elsa schwirrt es vor den Augen, doch sieht sie die schwarzen maskirten Gestalten und den Mann, der in ihrer Mitte sitzt. Es ist der Herzog und an ihn klammert sich ihr Blick.

An einem allein und unbeweglich dastehenden Manne in schwarzem Mantel, die Maske vor dem Gesicht, sind sie vorüber gekommen und nun bei der Stelle angelangt, wo das schwarze Kissen auf der Erhöhung des Bodens liegt.

Destner, der Elsa bei der Hand hält, drückt sie fast gewaltsam zu Boden; er zittert jetzt und mit leuchtender Stimme flüstert er:

„Knie nieder — und sprich!“

Während er rauch mehrere Schritte bei Seite tritt, hebt Elsa, die sich mit beiden Knien auf das Kissen niedergelassen,

die gefalteten Hände gegen die sitzende Gestalt des Herzogs, und mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte spricht sie langsam, mit einer von Thränen der Reue durchzitterten Stimme:

„Verzeihung! — Gnade!“

Eine Pause — dann tönt es plötzlich mit scharfen Lauten aus der Mitte der Gruppe der Maskirten hervor:

„Thut Eure Pflicht!“

Noch sind die wenigen Worte nicht verhallt, da hat Meister Joslin schon den Mantel abgeworfen; seine beiden Arme lassen das furchtbare Schwert eine horizontale Bewegung machen, im folgenden Augenblicke fährt es im Bogen zischend durch die Luft und mit einem mächtigen Hieb ist der schöne Kopf vom Rumpfe getrennt.

Im Saale entsteht jetzt ein lautes wirres Getöse, Schreckensschreie werden ausgestoßen und fast klingt es, als ob auch solche von weiblichen Stimmen laut geworden. Die sitzende Maske springt auf, um sie bildet sich eine dichte Gruppe, die sich einem Ausgang zu bewegt. Es scheint, als ob der Mann, der da ungerührt den furchtbaren Befehl gegeben, selbst davon niedergeschmettert worden wäre und nun der Hilfe bedürfe, um den Ort zu verlassen, der eine solche blutige That gesehen.

Von der Gruppe der Maskirten sind drei Personen zurückgeblieben, die sich jetzt lautlos dem am Boden liegenden Körper nähern, dessen Blut der schwarze Teppich einfaugt. —

Destner ist auf Meister Joslin zugetreten, der sein Richtschwert unter dem Mantel geborgen und nun, einem Winke seines unheimlichen Führers folgend, mit diesem den Saal verläßt.

In dem unteren Zimmer angelangt, legen Beide Mäntel und Masken ab, doch während Joslin's Züge dieselbe ernste Ruhe wie früher zeigen, sind die Destner's erdfahl geworden und ein Zittern überläuft seinen Körper, dessen er, trotz aller Gewalt, nicht Herr zu werden vermag. Eine Geldrolle legt er vor den Meister hin, dann deutet er auf den mit Speisen besetzten Tisch und sagt kurz:

„Hier — der Rest Eures Lohnes. Nun eßt und trinkt, damit ich Euch wieder heim geleiten kann.“

Joslin steckt ruhig das Gold ein, schenkt ein Glas voll Wein, das er auf einen Zug leert, dann sagt er:

„Ich bin zur Heimfahrt bereit.“

„So laßt Euch die Augen verbinden, dann kommt! — Doch gelobt mir noch einmal, die Binde nicht eher abzunehmen, als bis Ihr daheim, an Ort und Stelle, angelangt seid.“

„Ich gelobe es Euch.“ —

Nachdem Destner dem Meister die Augen wieder wie früher fest mit dem seidnen Tuche verbunden, führte er ihn hinaus vor die Eremitage. Dort harrte der Wagen mit frischen Pferden bespannt, doch neben diesem auch noch ein Reiter in einfacher Kleidung. Destner half Joslin einsteigen — im Wagen saß bereits einer der vertrautesten herzoglichen Diener, gekleidet wie der Reiter — Destner setzte sich neben den Meister und rasch fuhr das Gefährt davon.

Nach etwa einer Stunde, die Grenze des Herzogthums mochte wohl erreicht sein, hielt der Wagen. Der Forst-

meister stieg aus, der Reiter setzte sich an seine Stelle, dann ging es weiter, während Destner das Pferd bestieg und nach dem Karlsberg, der Eremitage zurückritt.

Der Morgen war gekommen, da hielt der Wagen abermals und die beiden Führer Joslins hießen diesen aussteigen. Noch bedeuteten sie ihm, eine Weile zu warten, bevor er die Binde abnehme, dann kehrten sie mit dem Gefährt um, das bald in der Ferne verschwand.

Als Meister Joslin endlich das seidene Tuch von seinen Augen löste, sah er sich auf derselben Stelle unter den Weiden bei Dreichheim, wo er am vergangenen Nachmittag mit seinem räthselhaften Führer den Wagen bestiegen. Von diesem entdeckte er keine Spur mehr. Auch achtete er, seines Gelöbnisses eingedenk, nicht weiter darauf, sondern setzte ruhig, ohne sein Gewissen beschwert zu fühlen, seinen Weg nach Landau fort. *)

Noch müssen wir für einige Augenblicke in die Eremitage zurückkehren.

In dem düsteren Saal, der den blutigen Schluß des Dramas gesehen, stand an einem Ende ein Ruhelager mit schwarzer Decke belegt, das man früher kaum bemerkt hatte. Von den drei Personen, welche dort zurückgeblieben, beschäftigten sich jetzt zwei, mehrere der vorhandenen silbernen Leuchter um das Lager zu gruppieren, dann ergriffen sie den todtten verstümmelten Körper der Unglückseligen, das bleiche blutleere und doch noch immer so schöne Haupt und bettete sie auf das, zu einem Katastroph gewordenen Lager. Diese traurige Arbeit vollbracht, wollten die beiden Männer sich entfernen, als ein barscher Wink der dritten maskirten Person, welche sich mittlerweile in dem Sessel niedergelassen, den früher der Herzog innegehabt, sie am Ausgange des Saales zurückhielt. Nun erhob sich die Gestalt mühsam von ihrem Sitze und schritt langsam auf das Lager zu.

An dem Rissen, der Stelle, wo das schwarze Tuch das Blut Elsa's eingesaugt, mußte sie vorüber. Da hemmte sie plötzlich ihren Gang. Ein paar stechende Augen blickten durch die Maske scharf auf den Boden, wo ein kleiner goldschimmernder Gegenstand lag, und ein weiblicher Mund murmelte:

„Sieh' da! — der hübsche goldene Schmuck! Den soll das arme Kind denn doch mit in ihr frühes Grab nehmen.“

Dabei blickte sie sich und hob von der feuchten Decke des Bodens mit den Fingerspitzen einen kleinen goldenen Pfennig an einem schmalen, durchschnittenen, rothen Bändchen auf, den sie nach dem Lager, wo der Körper Elsa's lag, trug. Hier ließ sie ihn auf den entblößten, blutbesleckten Hals fallen und hatte noch den Muth, das bleiche, todtte Antlitz eine ganze Weile anzuschauen und dann zu flüstern:

„Wie schön sie ist — noch im Tode! — Das war Dein Unglück, Du warst zu schön, und was gekommen, konnte nicht ausbleiben — oder Du hättest der alten, erfahrenen

*) Der Scharfrichter von Landau hat es dennoch für seine Pflicht gehalten, seiner vorgesetzten Behörde Anzeige von diesem geheimnißvollen blutigen Abenteuer zu machen. Seine Aussagen wurden zu Protokoll genommen, und sollen sich die Akten heute noch in dem Landauer Archiv befinden.

Mutter Agnes folgen, sie nicht mit Füßen von Dir stoßen sollen. Jetzt hast Du Deine Strafe, Du schöne, böse Heze!
— Der Herr sei Deiner armen Seele gnädig — Amen!“

Dann wandte sie ihre Schritte und verließ mit den beiden Maskirten den Saal und die Eremitage.

Das war der Abschied der Mutter Agnes von ihrem Opfer, doch noch ein anderer, tiefergreifender sollte der armen Todten in wenigen Augenblicken werden.

Achtes Kapitel.

Ein Gottesgericht.

Zu derselben Stunde, als der Wagen Destner's mit seinen unheimlichen Insassen bei der Eremitage anlangte, durchritt Henry Dümmler das Kirrberger Thal und näherte sich der Höhe, welche die Karlslust bildete. Schon hatte er die mächtige Plankenwand erreicht, als in dem Walde und ganz in seiner Nähe ein Gulenschrei ertönte, den Henry laut nachzuahmen versuchte. Im folgenden Augenblick trat ein Mann aus dem Gestrüpp auf den Weg, faßte, ohne ein Wort zu sagen, den Zügel des Pferdes und leitete dieses sammt seinem Reiter in den dichten, tiefdunklen Wald hinein. Willig ließ Henry es geschehen, und als sein Führer Halt machte, stieg er vom Pferde und sprach:

„Ist Deine Gebieterin daheim und will sie mich noch in dieser Nacht sprechen?“

Der Mann, welcher in dem Waldgestrüpp hantirte, als ob es heller Tag gewesen wäre, hatte das Pferd an sicherer Stelle untergebracht, festgebunden und antwortete:

„Die Soberana erwartet Euch.“

„Dann leite mich zu ihr, aber schnell, denn ich habe Eile und muß mit Tagesanbruch weiter.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Zigeuner voran, Henry folgte ihm.

Bald waren Beide bei der hohen, buntbemalten Umzäunung der Karlslust angelangt. Einen Augenblick manipulierte der Führer an den Planken, dann öffneten sich solche geräuschlos, als ob es ein großes Thor gewesen, und ein Einlaß in den herzoglichen Park wurde frei, so breit, daß ein paar Reiter nebeneinander hätten einreiten können. Henry überschritt die Schwelle und folgte dann abermals seinem schweigsamen Führer, der das heimliche Thor geschlossen hatte und nun den Weg nach dem Platze einschlug, wo das Zelt Jانا's, der Zigeuerkönigin, stand.

In ihrem lustigen Aufenthalte mit seiner verblichenen Pracht befand sich Jانا, wachend und harrend und diesmal in einem Auspuzze, der sie als die Herrscherin der wandernden braunen Horden erkennen ließ. Am Morgen des Tages war ihr ein gestiegeltes Zettelchen gebracht worden, das ein den Karlsberg durchstreichender Zigeuner von einem Jäger mit der Weisung erhalten hatte, es der Soberana zu überbringen. Jانا hatte das Siegel erbrochen, den Inhalt des Zettels gelesen. Es war von Destner und kündete ihr in wenigen Worten an, daß heute Nacht das elende Geschöpf, welches sich gegen Destner zu erheben gewagt, Jانا beschimpft, in der Eremitage seine wohlverdiente Strafe empfangen würde. Ein dreimaliges Pochen am großen Eingangsthore, vor Mitternacht, würde ihr Einlaß, die Exekution volle Genug-

thung gewähren für die Schmach, welche die Verurtheilte ihr angethan.

„Ich werde kommen! und bin begierig, der Frechen in das Antlitz zu schauen, welches Wunder vollbracht, um jetzt wohl angespien zu werden. Wie ihr Fall so schnell gekommen, ist mir noch ein Räthsel, doch glaube ich, es lösen zu können. Die Liebe wird im Spiel gewesen sein — die hübsche Heze hat ihren Herrn betrogen und wird dafür büßen müssen — haha! — wohl gar mit Ruthen gestrichen werden. Ich will es sehen und werde kommen.“

So sagte sich Jانا und, unbekannt mit den geheimnißvollen Vorbereitungen der furchtbaren Strafe, welche die arme Elsa treffen sollte, begann sie am Nachmittage sich zu schmücken. Als Herrscherin ihres Volkes sollte die Verurtheilte sie schauen, in ihr die Frau wiedererkennen, welche sie niedergedrückt und dabei so frech verhöhnt. Die buntesten, kostbarsten Tücher, der glänzendste Schmuck wurde aus der Lade hervorgesucht, und die einst so schöne, nun alt und häßlich gewordene Zigeunerin versuchte sich zu puzen, in phantastischer, blendender Weise, wie ehemals, wo jedes umgeworfene Tuch, und war es ein elender Fegen, schon ihre Reize gehoben. Doch wie ganz anders war es jetzt, als Jانا, mit ihrem Auspuz fertig, sich in dem blankgeschliffenen Metallspiegel betrachtete. Wohl umwand ein kostbares Seidentuch das Haar, wohl hingen an den Ohren, um den braunen Hals die rothen Schnüre mit den kleinen goldenen Schaumünzen, wohl umschloß die Hüfte der reiche persische Schwal — wie vor Jahren — als sie den jungen Herzog zum ersten Mal gesehen, berückt und gefangen. Doch die Jانا von damals war es nicht mehr, die stolze, glühende Schönheit hatte sich in eine alte, abgekehrte Zigeunerin verwandelt. Das Haar war ergraut, der Glanz der Augen ein widerwärtiger geworden und die schimmernden Goldmünzen vermochten dem eingefallenen Halse, der Brust die ehemaligen Rundungen nicht wiederzugeben. Und dennoch! — wie das Weib sich jetzt hoch aufrichtete, den Kopf hob und mit festem, energischem Blick hinauschaute, als ob sie die Wand des Zeltes, die Mauern der Eremitage hätte durchdringen, sich mit Derjenigen messen wollen, die sie als ihre Rivalin, als Räuberin an ihrem Eigenthum betrachtete, da vermochte die hohe, buntbepuzte Gestalt, trotz der gewaltigen Veränderung, an Jانا, die schöne Zigeunerin, zu erinnern.

Der Abend nahte und mit ihm ein Bote, dessen Kommen und Meldung Jانا in ungewöhnliche Aufregung versetzte.

„Er ist da,“ hatte der Mann gesagt. „Ich erwartete ihn, Deinen Befehlen nach, an der Grenze, folgte ihm nach Bergzabern, überall, auf Schritt und Tritt. Heute früh verließ er die Stadt.“

„Und warum bist Du vor ihm hier, wo weilt er?“

„Ich folgte ihm. In Fischbach kehrte er ein, doch anstatt von hier den geraden Weg nach Birmafens einzuschlagen, ritt er auf der schlechten Straße, die nach Westen, der Lothringischen Grenze, führt, weiter. Da Deine Weisung nur auf Bergzabern lautete, ließ ich ihn ziehen und eilte hierher, um Dir zu berichten.“

„Gut! Er wird schon kommen, gewiß noch in dieser Nacht. Ich will ihn erwarten.“

Damit entfernte sich der Bote und Jانا durchschritt

haftig ihr Zelt, Herrin ihrer Aufregung zu werden und ihre Gedanken sammeln zu können. Der Mann, den diese erwartete, sollte ihr Nachrichten über die öffentlichen Zustände in Paris, das Thun der extremen Partei, die Berichte der Ihrigen bringen, welche im Dienste einer hochstehenden Persönlichkeit im Geheimen das Feuer der Unzufriedenheit schürten und für den raschen Fortgang der Revolution arbeiteten; er sollte ihr vor allen Dingen sagen, ob bereits irgend eine Verbindung mit einer deutschen Stadt angeknüpft worden, welche Aussicht für eine revolutionäre Bewegung in der Pfalz vorhanden sei. Und dieser Mann war Henry Dümmler.

Jana erwartete sein Kommen, sie wußte, daß er über Straßburg reiten würde, und in ihrer Ungeduld hatte sie ihm einen heimlichen Boten entgegen geschickt. Letzterer war angelangt, Henry noch nicht. Wo weilte er, wohin hatte er sich gewendet, was hielt ihn zurück?

Die Gedanken und Fragen, welche Jana sich nicht sofort zu beantworten vermochte, waren dazu angethan, der wild-energischen Frau die Ruhe für längere Zeit fernzuhalten, und so verging Stunde um Stunde, die Nacht kam heran, ohne daß es ihr gelingen wollte, ihre Kaltblütigkeit wieder zu erlangen und einen Entschluß zu fassen. Dafür wendeten ihre Gedanken sich jetzt wieder der Eremitage zu. Die bezeichnete Stunde war nahe, sie mußte sich entschließen, zu gehen, oder es wurde zu spät dazu. Doch darüber veräumte sie wohl auch den Boten, der jeden Augenblick eintreten konnte und ganz gewiß Nachrichten von größter Wichtigkeit brachte. Und dann, stand ihr nicht der Eintritt in die Eremitage, in das Schloß zu jeder Zeit offen? Befah sie doch noch immer den Schlüssel, der sie einstweilen bis in das Schlafgemach des Fürsten geleitet, der sie heute noch dorthin führen konnte. Sie wollte warten, und auf ihrem Divan überließ sie sich stundenlang ihrem Brüten und Sinnen. Dabei hatte sie nicht daran gedacht, ihren Wohnraum zu erhellen, das tiefe Dunkel war ihrem Thun günstig. Oftmals, in der letzten Stunde v. Mitternacht, wollte sie sich erheben, davoneilen, die Strafe der Frechen zu schauen, ihren Haß, ihre Rache zu befriedigen, und immer wieder sank sie in ihren Sitz zurück. Ein unbehagliches Gefühl, das sich bald zu einem beängstigenden Bangen gestaltete, hielt sie zurück, und endlich war sie sogar froh, daß sie in dem Erwarten des Boten einen hinlänglichen Grund zu finden glaubte, der Szene in der Eremitage nicht beizuwohnen. Dennoch kämpfte sie noch immer mit sich selbst, doch die Zeit verstrich, ein Blick durch das Zelt auf den gestirnten Himmel sagte ihr endlich, daß die Stunde vorüber sei und sie nicht mehr zu wählen habe.

Mit einem bösen gemurmelten Fluch, der ebenso gut dem säumigen Boten, wie dem Opfer Destner's und ihres eigenen Hasses gelten konnte, kehrte Jana zu ihrem früheren Platz zurück, um sich wieder ihren Gedanken zu überlassen und zu warten. Denn er mußte kommen, das wußte sie.

Noch verging eine Weile, dann aber mischte sich ein Geräusch von Schritten auf dem kieseligen Boden des Platzes in das leise herbstliche Rauschen der Baumwipfel. Jana hob den Kopf, und ihr Auge, seit Stunden an die Dunkelheit gewöhnt, diese durchdringend, heftete sich erwartungsvoll

auf den Eingang des Zeltes. Dieser öffnete sich und draußen erschienen die Gestalten zweier Männer, von denen der eine sofort wieder verschwand, während der zweite unschlüssig auf der Schwelle des dunklen Raumes stehen blieb. Da wurde plötzlich im Innern des Zeltes eine Stimme laut; mit tiefem Klange tönte es dem Ankommenden entgegen:

„Tritt ein, Henry Dümmler, und vorerst rechtfertige Dich, weshalb Du so lange säumtest, dann berichte.“

Henry, der die Stimme wohl erkannt hatte, war über den sonderbaren Empfang überrascht zusammengeschrien, doch antwortete er sofort:

„Ich ritt in der Frühe von Bergzabern weg, und die halbe Nacht durch, um noch heute bei Dir zu sein.“

„Weshalb schlugst Du von Fischbach nicht den Weg nach Norden, den geraden Weg zu mir ein, sondern den nach Westen? Hättest vor Stunden hier sein können und ich würde nicht nothwendig gehabt haben, auf Dich zu warten. Doch davon später, jetzt berichte!“

Das Staunen Henry's wuchs, das Weib wußte also, was er gethan, und wohl auch, wo er gewesen. Doch hielt er sich bei diesem Gedanken nicht auf, sondern kam der energisch gegebenen Aufforderung nach und sagte mit einem rasch auflodernden Enthusiasmus:

„Wichtiges, Großes ist vollbracht worden von der französischen National-Versammlung, vom dem Pariser Volke! Weit hinaus, durch alle Welt wird es tönen, an die Ohren der Tyrannen, wie die Posaunen des Weltgerichts, daß sie erzittern in ihren üppigen Schlössern. Der Tag der Vergeltung, der Freiheit ist nahe! das Volk hat dem König gezeigt, daß es Herr sein kann, wenn es will: mit Gewalt hat man ihn und seine ganze Familie nach Paris gebracht, das bald zu einem Gefängniß für den heuchlerischen und feigen Fürsten werden wird. Die National-Versammlung hat die Aufhebung aller Standesvorrechte dekretirt, die Frohuden und all' die vielen ungerechten Lasten abgeschafft; die Güter und Einkünfte der Kirchen und Klöster sind National-Eigenthum geworden!“

„Und weiß man dies bereits in der Pfalz? Was sagt das Volk dazu, was wird es thun?“

So klang es jetzt nicht minder erregt aus der dunklen Ecke hervor. Doch zugleich erhob sich die Sprechende und trat sicheren Schrittes auf ein Tischchen zu, wo sich Feuerzeug und eine Lampe befanden. — Währendem fuhr Henry in seiner früheren Weise hastig fort:

„Wo ich hingekommen, in den Städten, Flecken und Dörfern habe ich es verkündet und überall wurde meine Botschaft mit Jubel aufgenommen, trotz der Schergen der Tyrannen! In Bergzabern aber ging man weiter und von Worten zu Thaten über. Die Bürger haben eine ganze Reihe Beschwerden gegen die herzogliche Regierung aufgestellt, und als sie auf Hindernisse stießen, das Rathhaus mit Gewalt besetzt.“

„Ah! — Endlich einen Anfang! Doch weiter, weiter!“ tönte es mit einem wilden Freudenstrei. Zugleich blitzte ein bläuliches Flämmchen auf. Jana zündete die Lampe an.

„Die Wackeren bleiben nicht auf halbem Wege stehen, sie wollen sich von dem herzoglichen Regiment lossagen, sich

direkt an die französische National-Versammlung wenden, um Einverleibung mit Frankreich bitten —“

„Unnötig!“ rief Jana, während Henry plötzlich, mitten in seinem Satze, abbrach und verstummte. „Was Frankreich erlangt und noch erlangen wird, muß auch der Pfalz werden. — Doch warum schweigst Du und läßt Deinen Blick so starr auf mir ruhen?“

Das Licht brannte und erhellte nun vollständig das bisheran so dunkle Innere des Zeltes, wie auch die Zigeunerin, deren phantastisch geschmückte Gestalt plötzlich den Augen Henry's sichtbar geworden war.

Diesem schien mit einem Male die Sprache, die Befinnung abhanden gekommen zu sein. Mit weit aufgerissenen Augen, offenem Munde stand er da und starrte Jana an, als ob mit dem Lichte eine übernatürliche Erscheinung vor sein Auge getreten. Hochaufgerichtet war Jana einen Schritt auf ihn zugetreten und, den Arm ihm befehlend entgegenstreckend, schien sie ihre frühere Frage nun in stummer Weise zu wiederholen.

Endlich ermannte sich Henry. Als ob sein Geist noch immer in nebelhaften Fernen weile, sagte er gleichsam für sich:

„Also — wie Du jetzt vor mir stehst — sah ich schon — vor vielen Jahren, da ich noch ein Knabe war und hier auf dem öden Berge nur Steinhausen, Gerölle lagen, noch keine stolzen Schlösser sich erhoben — auch den rothen Korallenschmuck, die goldenen Pfennige, welche Dir um Kopf und Hals hingen — Deine tiefe, volle Stimme erkenne ich wieder! — Ja, Du bist es, die ich gesehen, die dem Knaben wie eine wundersame Fee erschien. Doch damals warst Du jung und schön und gliehest ihr — ah!“

Mit einem jähen Aufschrei brach der Erregte ab und schlug beide Hände vor das Gesicht, als ob er sich gegen ein tödtliches Weh, dessen er sich wohl schämte, schirmen und wehren wolle.

Mit wachsendem Erstaunen hatte Jana diese unerwartete Wandlung ihres Boten bemerkt, seinen seltsamen Worten gelauscht, doch war sie dabei immer ernster geworden und rief endlich fast unwillig:

„Daß das tolle Reden und sprich deutlicher! Wohl kannst Du mich gesehen haben, früher, denn seit Jahren weile ich hier in dieser Gegend. Doch was ist es, das Dich bei diesem Wiedererkennen so zu erschüttern scheint?“

Henry schaute wieder auf und jezt der Zigeunerin scharf in das faltige, so häßlich gewordene Gesicht, er wollte in ihr die Fee seines Knabentraumes — die Züge Elsa's wiedererkennen. Dabei sprach er, ohne den Blick von Jana abzuwenden:

„Als Du die Steine, den Berg verließest, fand ich an der Stelle, wo Du gestanden, eine der goldenen Münzen, die an Deinem Halse hängen und Du verloren haben mußtest. — Ihr gab ich sie.“

„Ganz recht!“ rief Jana, auf eine Stelle an ihrem Halse deutend. „Hier fehlt eines der Schmuckstücke — sein Verlust bedeutet Unglück — doch konnte ich es nicht deuten, denn ich wußte nicht, wann und wo ich es verloren.“

„Es war an dem Tage, wo der alte Herzog eines so entsetzlichen Todes starb.“

„Ah! — damals hast Du mich gesehen?“

„Ihr sprachet mit zwei Kavaliern, andere kamen hinzu, und als Ihr allein waret, da sagtet Ihr —“

„Nenne mir meine Worte und ich will Dir Alles glauben.“

„Ich habe sie nicht vergessen — ebenso wenig wie den Klang Eurer Stimme, der mir immer bekannt geschienen, den ich jezt, trotz der Jahre, vollständig wiedererkenne. Ihr sagtet: „Der alte Herzog ist todt und der neue — gefangen!“ — Dann eiltet Ihr hinweg. Ich fand den Schmuck, träumte von Euch — so schön und doch auch wieder so traurig — und als ich erwachte, ging mein Traum in Erfüllung. Da fand ich sie, die Euch so ähnlich sah, der ich den gefundenen goldenen Schmuck als Talisman gab, denn er konnte ja — von ihrer Mutter herrühren!“

Henry, der wieder in seine sinnende Redeweise verfallen war, weil seine Gedanken an ganz anderen Orten weilten, als in Jana's Zelt, fühlte sich plötzlich in einer Weise am Arm gefaßt, daß seine ganze Gestalt wankte, und er zusammensinkend aufschauen mußte. Doch nun empfand er ein wirkliches Entsetzen, das ihn schüttelte, denn er sah in ein schrecklich verzerrtes Antlitz, das ihn mit glühenden Blicken anstarrte, während die schmalen Lippen sich fast krampfhaft bewegten, nach Tönen, Worten rangen, die sie nicht finden konnten. Endlich tönte es abgerissen, keuchend an Henry's Ohr:

„Von wem sprichst Du? — Wer ist es, dem Du den gefundenen Schmuck gabst — der mir so ähnlich sah, daß ich — als Mutter Dir gelten konnte? Rede — rede! — oder Du machst mich wahnsinnig!“

„Es war ein Kind — ein kleines Mädchen von etwa drei oder vier Jahren, das ich bei meiner Nachhausekunft in der Nähe unserer Wohnung im Walde fand.“

„Und dieses Mädchen sah mir ähnlich?“

„Das braune Antlitz mit den tiefschwarzen Augen, den langen Haaren — sein Körper war in Lumpen gehüllt.“

Jezt stieß Jana einen röchelnden Laut aus, dann taumelte sie nach dem Divan hin, auf den sie, die Finger in die Haare gekrallt, niedersiel, bevor Henry zu ihrer Hülfe hatte herbeispringen können.

„Weiter! —“ keuchte sie, „erzähle mir mehr von ihr — von meiner armen Hanoscha! Ah! so hat die alte Uscha mich noch vor dem Sterben belogen! —“

„Den Namen, den Du soeben genannt, hörte ich von ihr,“ rief Henry hastig. „Das Kind sprach Worte, die wir nicht verstanden — es wird wohl Eure Sprache gewesen sein. Doch das eine Wort, „Hanoscha“, sagte die Kleine oft. Es war also ihr Name!“

„Was geschah — mit meinem Kinde?“

Die Erinnerung der schönen Jugendzeit war so mächtig in Henry's Seele erwacht, daß seine Gedanken nur bei ihr weilten. Unbekümmert um die furchtbare Aufregung der Frau, welche da vor ihm auf dem Divan lag, in der er die Mutter Elsa's erkennen mußte, fuhr er fort:

„Meine Eltern nahmen das arme, verlassene Mädchen auf, erzogen es mit meiner Schwester Louise und mir und liebten es, als ob es ihr eigenes Kind gewesen wäre. Sie wurde größer und ach! — so schön! — so schön, wie Ihr einst gewesen, und mit den Jahren — liebte ich sie, nicht

wie eine Schwester, sondern mehr als mein Leben, mehr als Eltern, Erd' und Himmel! — Dann —

„Weiter!“ klang es jetzt vom Divan her, in einem Tone, den Freude und Thränen durchzitterten.

„Dann —“ entgegnete Henry, indem seine Blicke sich verfinsterten, seine Züge sich schmerzlich verzogen, „— dann hat sie uns heimlich verlassen, den Vater verleugnet — mich, meine Liebe verrathen —“

„Du lügst!“ gellte es plötzlich schneidend an Henry's Ohr, und abermals stand Jana flammenden Blickes vor ihm, die Hand mit den geballten Fingern in wilddrohender Geberde erhoben.

„O, wäre es Lug und Trug, ich würde mich glücklich preisen!“ rief er schmerzlich bewegt, doch ohne Furcht. „Ich sprach leider die Wahrheit. Sie floh nach dem Karlsberg, nach dem Schlosse des fürstlichen Sünders; sie war es, die ich in dem Bärenzwinger in des Herzogs Armen überraschte, die das Unthier auf mich hegen ließ, welches Eure Hand erlegte —“

„Du lügst!“ schrie Jana jetzt in einem so entsetzlichen Tone, daß Henry diesmal wahrhaft schreckerfüllt zurückfuhr und, aus seinen Erinnerungen mit jäher Gewalt gerissen, der Wirklichkeit wiedergegeben wurde. Die Gestalt der Zigeunerin war furchtbar anzusehen, ihre glühenden Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, und die Zähne zeigten sich wie die eines Raubthieres, bereit, seine Beute zu zerfleischen. „Du lügst!“ klang es nochmals mit zischender Stimme. „Sage, daß Du lügst — oder Furchtbares geschieht.“

Jetzt erst glaubte Henry die Aufregung der Zigeunerin zu begreifen. Es war die Mutter, welche sich gegen den Gedanken sträubte, daß ihr wiedergefundenes Kind der Schande verfallen und für immer verloren sei. Er vermochte im ersten Augenblicke nicht zu reden. Seine Anklage zu wiederholen, fühlte er sich außer Stande, sie zu widerrufen, war für ihn ebenfalls eine Unmöglichkeit.

Noch war er zu keinem Entschlusse gekommen, als Jana fortfuhr:

„Sind Deine Worte wahr, so wäre mein Kind ja jene Elfa, die —“

„Elfa ist der Name, den die Meinigen ihr gegeben.“

„Die Destner — Destner?! o, Entsetzen! — dem Herzog zugeführt und die heute — Ah! — — Fort, fort! hinaus, sie zu schützen, zu retten, wenn es noch Zeit dazu ist!“

Die Aufregung Jana's hatte bei den letzten Worten eine neue Wandlung erfahren und war fast der einer Wahnsinnigen gleich. Durch das Zelt raste sie sinnlos hin und her, mit ihren Händen das Haar zerwühlend, dann stürmte sie hinaus.

Draußen ertönte eine Kette sonderbarer Schreie, ängstlich klangen sie durch die Luft, dann erschien Jana wieder vor Henry, der sich von seinem Staunen und Schrecken über diesen furchtbaren Anfall noch nicht erholt hatte.

„Wir müssen hin!“ keuchte Jana, „Du hast sie geliebt und wirst mir beistehen, sie zu retten, wohl vor Entsetzlichem zu bewahren. — Wir müssen sie befreien, wenn es sein muß,

mit Gewalt! Ich habe den Kriegsruf hinausgeschickt, die Meinigen, welche ihn gehört, kommen — da sind sie schon! — und wir werden stark genug sein, den Elenden die Spitze zu bieten, die mein Kind — meine arme, von ihrem eigenen Vater verrathene Hanojscha, züchtigen — verderben wollen. — Voran, voran!“

Draußen war es wirklich lebendig geworden. Männerstimmen sprachen flüsternd, doch erregt in fremdklingenden Lauten und Worten zusammen. Jana hatte sich vor einer Truhe niedergeworfen, in der sie kramte. Dabei rief sie:

„Noch habe ich den Schlüssel, der einst zu anderen Zwecken gedient — haha! Er schließt mir die Eremitage auf, wo ihr die Strafe wohl schon geworden — über die ich frohlockte, der ich, wie einem Schauspiel — es ist, um wahnsinnig zu werden! — bewohnen sollte — die der eigene Vater veranlaßt! — O, des furchtbaren Gerichts, das wir — verdient!“

Die letzten Worte erstarben in einem dumpfen Murmeln, während die vor der Truhe knieende Gestalt mit dem Antlitze zu Boden sank, wo sie einige Augenblicke regungslos, fast wie betend, liegen blieb.

Vor dem Zelte war es immer bewegter, lauter geworden, jetzt wurden die Vorhänge auseinandergeschlagen und wilde Gestalten mit braunen, drohenden Gesichtern, Waffen in den Händen, machten Miene, einzudringen.

Da stieß Jana plötzlich ein fremdes Wort hervor, und die Männer verschwanden. Nun richtete sie sich auf, sie schien verwandelt, sich selber wiedergegeben zu sein. Ihre äußere Erscheinung kündete nicht mehr, was wohl noch immer in ihrem Innern vorgehen mochte. Ihre Worte klangen klar und bestimmt: sie wußte, was sie wollte, und handelte.

„Kommt, folge mir!“ sagte sie zu Henry, dann trat sie hinaus vor das Zelt und sprach zu den dort versammelten Männern in ihrer Sprache. Einige Augenblicke später waren diese, bis auf zwei, nach allen Seiten in der Nacht verschwunden. Nun schritt auch Jana mit Henry, von den beiden Zigeunern gefolgt, davon, in der Richtung nach dem Schlosse, in den tiefdunklen Park der Karlslust hinein. —

An heimlicher Stelle hatte Jana mit ihren Begleitern die Grenze der Karlslust überschritten, durch den Wald führte der Weg, und nach einer weiteren, etwa viertelstündigen Wanderung standen sie vor dem großen, äußeren Eingangsthore der Eremitage. Einen leisen Schrei ließ die Zigeunerin hören, und plötzlich eilte aus dem Walde eine ziemliche Anzahl Männer herbei, die sich lautlos um ihre Führerin scharten. Wieder sprach Jana zu ihnen in ihrer Sprache, worauf die dunklen Gestalten so schnell und unbemerkt verschwanden, als ob der Boden, die Mauern der Gebäude sie verschlungen.

Jana hatte ein kleines Pfortchen in dem Thorflügel geöffnet und schritt in den Hof; Henry und die beiden Zigeuner folgten ihr.

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Zastrow.

(Fortsetzung.)

„Das hat Robespierre mir gesagt und nicht Dir!“ schrie Simon aufgebracht, „und wenn Du Dich unterstehst, zu dem Präsidenten zu gehen, so gehe ich auch zu ihm und demüthige Dich wegen verschiedener beleidigender Redensarten über den Konvent. Dann legen sie Dir den Dickkopf unter die Guillotine und Du hast ihn die längste Zeit gehabt.“

„Wir werden ja sehen, wer seinen Kopf länger zwischen den Schultern trägt, ob Du oder ich!“ zürnte die Frau.

Darauf hing sie die Kleider des Dauphin in den mächtigen Eichenschrank und verließ grollend das Zimmer.

Jetzt zeigte es sich, daß keineswegs ein Gefühl der Menschlichkeit, sondern lediglich die Sucht, seinem Weibe zu widersprechen, den Jakobiner zur Zurückhaltung des Ankerriemens bewogen hatte. Denn kaum war das Weib in der Thür des Nebenzimmers verschwunden, als der Schuster aufsprang und dem Knaben eine schallende Ohrfeige versetzte.

„Siehst Du?“ rief er dabei mit seiner rauhen Stimme, „das hast Du davon. Wenn Du auch König von Frankreich bist, aber Deine Hiebe bekommst Du doch. Und nun den Mund gehalten, sonst — der Ankerriemen versteht keinen Spaß. Ist er erst einmal in Bewegung gesetzt, dann läßt er sich nicht halten!“

Der kleine Dauphin schien eine ebenso außerordentliche Selbstbeherrschung zu besitzen, wie er sich eines wunderbar raschen Auffassungsvermögens rühmen konnte. Er hätte seinem gepreßten Herzen gern in einem erneuten Thränenströme Luft gemacht, allein er wußte ja bereits, daß der Mann mit dem bösen Blick die Thränen nicht leiden konnte. So schluckte er krampfhaft seinen Schmerz nieder und saß still und regungslos auf seinem harten Stuhle, um nicht mit dem gefürchteten Ankerriemen Bekanntschaft zu machen.

Viertes Kapitel.

Eine Reihe von bösen Tagen brach über das unglückliche Königskind herein. Mit unerbittlicher Strenge und Härte handhabte der Meister das ihm vorgeschriebene Erziehungssystem, welches keinen anderen Zweck hatte, als den armen Knaben geistig und körperlich zu Grunde zu richten. Ludwig durfte nicht hinaus in die freie Luft, um in dem Umgang mit anderen Kindern sein schweres düsteres Loos zu vergessen. Er erhielt weder Schulunterricht noch sonstige geistige Nahrung, welche ihn für das spätere Leben in würdiger Weise vorbereiten konnte. Langsam und einformig schwanden ihm die Tage. Seine Gedanken concentrirten sich einzig und allein auf Pläne, der marternden Geißelung zu entgehen, irgend einer Labung für den darbedenden Magen theilhaftig zu werden. Seine Sehnsucht war am liebsten auf eine süße, ununterbrochene Ruhe gerichtet. Er freute sich, wenn der Abend herangenah war und er sich auf das

dürftige Strohlager werfen und nun in einem kurzen Schlaf Vergessenheit seines Wehs finden konnte. Seine schwachen Körperkräfte wurden von den grausamen Pflegeeltern sowohl für den Erwerb, als für die häuslichen Verrichtungen ausgebeutet, und wenn er einmal eine freie Stunde hatte, dann durfte er wohl am Fenster sitzen und auf das rege Leben und Treiben der Straße hinabschauen und sich in den Gedanken hineinträumen, wie glücklich er sein würde, wenn er in seliger Freiheit eine Rolle in dem großen Drama des Lebens da unten übernehmen könnte. Wohl mochte das kleine Herz noch hin und wieder lebhafter schlagen in dem Gedanken an die Freiheit. Konnte er doch die Schwalben im raschen Fluge an seinem Fenster vorüberschießen und Fliegen und Mücken lustig im Sonnenschein spielen sehen. Aber was sollte sie ihm? Der Vater und die Mutter waren todt. Die Mysterin hatte es ihm ja mit diabolischer Schadenfreude verkündet, daß der Konvent auch die Mutter habe hinrichten lassen. Nun gab es außer der Schwester Marie Therese keine Seele auf der Welt, die ihn liebte, und die Schwester war fern. Ein milderer Geschick hatte sie vor dem Urtheil des entsetzlichen Revolutionstribunals bewahrt. Sie war glücklich nach Wien gelangt und hatte dort unter den einflussreichen und mächtigen Verwandten ein sicheres Asyl gefunden.

So vergingen einige Jahre. Der kleine Ludwig aber verging mit. Er war in seiner körperlichen Entwicklung weit zurückgeblieben. Seine Wangen waren bleich; die Augen blickten trüb und glanzlos. Seine Haltung war schlaff und unsicher und er war unfähig zu jeder Anstrengung, welcher Knaben seines Alters sich spielend unterzogen. Ofter als je schaute er Abends zum glühenden Sternenhimmel empor und träumte sich in jene Welt voll Ruhe und Frieden hinein, in der er die geliebten Eltern wiederzufinden hoffte. Das hatte ihm vor Zeiten der alte Clergy gesagt und daran glaubte er mit der ganzen starken Innigkeit, die seinem kindlichen Wesen eigen war.

Inzwischen hatte sich die Rückwirkung des auf die höchste Spitze getriebenen Schreckenssystems vollzogen. Danton, Robespierre und alle Diejenigen, welche die Hand zu der grausamen Handhabung des Blutregimentes geboten, waren demselben Schicksal verfallen, welches sie über Tausende von Unglücklichen verhängt hatten. Niemand aber schien sich des armen Königsjohnes zu erinnern. Auch an den wüthenden Jakobiner, unter dessen Obhut man ihn gestellt, dachte Niemand. Die Zeit war noch immer ernst genug. Die neue Regierung hatte alle Hände voll zu thun, um das tausendfache Weh, den maßlosen Jammer, den die grauenvollen Tage der Revolution geboren, zu mildern und zu sühnen.

Simon hatte ein Paar hohe Reiterstiefel für einen Offizier der neugebildeten Garde gefertigt. Mit funkelndem Lack überzogen standen dieselben in der Nähe des Fensters und die Morgen Sonne ließ ihre glänzenden Lichter über die schwarzen

Leberflächen fallen. Mit wohlgefälligem Lächeln überschaute der Jakobiner sein Werk und endlich wandte er sich an seinen Bögling mit den Worten:

„Nimm die Stiefel und trage sie zum Hauptmann von Girancourt auf der anderen Seite der Straße. Du weißt, er wohnt in dem kleinen Hause eine Treppe hoch, uns gerade gegenüber!“

Ludwig schreckte aus seinem Nachsinnen empor. Er heftete einen furchtsamen Blick auf den Meister. Von da glitten seine Augen auf die Stiefel. Langsam begriff er, warum es sich handelte.

„Ich soll die Stiefel zum Hauptmann von Girancourt tragen?“ wiederholte er in bedächtigem Tone und aus jeder Silbe klang das Bestreben, nur ja keinen Fehler zu machen. „Ja, ich werde sie hinüber tragen.“

„Hier ist die Rechnung, Du Dummkopf!“ rief Simon, indem er dem Knaben ein Papier einhändigte. „Du bekommst 30 Franken. Nimmst mir auch das Geld wohl in Acht und verlierst kein Stück! sonst — na, Du weißt wohl Bescheid.“

Der Kleine warf einen scheuen Blick auf den am Fenster hängenden Anieriemen. Dann nahm er die Stiefel in die Hand und verließ das Zimmer. Ohne sich umzusehen, schritt er über die Straße und trat in das bezeichnete Haus.

Der Hauptmann von Girancourt, ein junger, auf seine neue Würde nicht wenig eingebildeter Mann, saß gemächlich beim Frühstück. Er nickte dem eintretenden Knaben hochmüthig zu und sagte: „Es ist gut, daß der Meister mir endlich die Stiefeln angefertigt hat, denn ich brauche sie. Wir haben heut' Parade vor dem General Dumanceau und der legt einen großen Werth auf ein propres Aeußere!“

„Sie kosten 30 Franken!“ sagte Ludwig, indem er die Rechnung vor dem Offizier auf den Tisch legte.

Dieser ließ einen forschenden Blick über das bleiche Kindesantlitz gleiten, das in diesem Augenblick so alt und nachdenklich aussah, als hänge seine ganze fernere Existenz von dem richtigen Empfange dieser Summe ab. Jedenfalls aber wußte der junge, so oberflächliche Offizier nicht, wer der dürftig gekleidete blasse Knabe war, der in so gedrückter schlaffer Haltung vor ihm stand. Wie so viele andere hatte auch er den Sohn Ludwig's des Sechszehnten in dem rastlosen Zeitgewoge, wenn nicht vergessen, doch aus den Augen verloren.

„So große Eile wird es mit dem Bezahlen ja wohl nicht haben, mein Söhnchen!“ versetzte er. „Meine Gage ist bereits verausgabt und es dauert noch volle drei Wochen, bis es neue giebt.“

„Aber ich soll das Geld gleich mitbringen!“ versetzte der Kleine ängstlich.

„Ei was!“ sagte Girancourt kaltblütig. „Der Meister kann warten. Er hat den ganzen Nationalkonvent zu seinen Kunden und da braucht er das Geld nicht. Auch kann er sich's zur Ehre schätzen, einen Hauptmann von der Nationalgarde zu seinen Schuldnern zu zählen. Sag' ihm das, mein Junge, und hier hast Du ein Fünffrankenstück als Trinkgeld für Deine Mühe, und nun steh' nicht länger hier und gaffe. Mach', daß Du fortkommst!“

Ludwig steckte das Geld in die Tasche seiner Jacke und

verließ die Wohnung des Hauptmanns. Als er auf die Straße hinaus trat, fiel sein Blick auf einen in Lumpen gehüllten, kränklich aussehenden Mann, welcher bettelnd am Wege saß. Die kalte Frühlingsluft durchschauerte seinen gebrechlichen Körper. Die unbedeckten Füße waren der Kälte der Steinfliesen ausgesetzt.

Er warf einen forschenden Blick auf den Knaben. Ludwig blieb stehen und sah den Bettler mitleidig an.

„Euch friert?“ sagte er langsam, „Ihr zittert und bebt am ganzen Leibe. Wenn meine guten Eltern noch lebten, so könnte ich wohl etwas für Euch thun! . . . jetzt habe ich selbst nichts!“

„Dank, mein gutes Kind!“ versetzte der Bettler mit erlöschender Stimme; „ich nehme den Willen für die That und rufe Gottes Segen auf Dich herab!“

„Etwas kann ich Euch doch geben,“ fuhr Ludwig fort, indem er das Fünffrankenstück in die Hand des Bettlers legte. „Nehmt das Geld und kauft Euch Schuhe und Strümpfe, damit Ihr wenigstens warme Füße habt.“

Der Bettler betrachtete das Geldstück eine Sekunde lang mit starrem Blick. Dann faßte er des Knaben Hand und preßte einen Fuß darauf. Eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Gott lohne es Dir mein Sohn,“ rief er in innigem Tone; „er lasse Dich zur Freude Deiner Mitmenschen heranwachsen und zu einem so braven Manne werden, wie Du ein gutes Kind bist!“

„Ich dank Euch, Mann!“ erwiderte der Kleine hastig, „aber nun muß ich eilen, denn wenn ich zu spät heimkomme werde ich bestraft!“

Er wandte sich und wollte rasch über den Straßendamm schreiten, als der Bettler ihm nachrief:

„Auf ein Wort noch, mein Söhnchen! Wie heißt Du eigentlich und wem gehörst Du an?“

Der Knabe hielt in seinem raschen Laufe inne. Er warf einen scheuen Blick nach dem Fenster der Schuhmacher-Wohnung hinauf. Dort stand ja sein Peiniger und das streng gefurchte Antlitz blickte unheildrohend zu ihm hernieder.

„Ich heiße Charles Ludwig,“ rief er rasch, „und der Mann dort oben am Fenster ist mein Pflegedater, der Schuhmacher Simon. Lebt wohl!“

Er trat in das Haus und stand nach wenigen Augenblicken in der Werkstatt des Meisters, der ihm forschend nach den Händen sah.

„Nun? Hast Du das Geld?“ fragte er in dem heiseren Tone, der ihm eigen, wenn er erregt war.

„Nein, Meister!“ erwiderte Ludwig. „Der Herr Hauptmann hatte keins. Ihr solltet warten bis zum nächsten Gageterrin und vorläufig solltet Ihr Euch mit der Ehre begnügen, den Herrn Hauptmann als Euren Kunden betrachten zu dürfen.“

Ein leises Lächeln umspielte bei diesen Worten die Mundwinkel des Knaben. Er konnte sich einer leichten Schadenfreude über den Aerger des Mannes, dem er so manche trübe Stunde verdankte, einmal nicht erwehren.

„Hat er Dir gar nichts gegeben, Bube?“ schrie er den kleinen Boten an.

Dieser stockte. Der Zug angstvoller Scheu, den der böse Erzieher nur zu wohl kannte, trat in dem kleinen, bleichen Antlitz lebhaft hervor.

„Nun, wirst Du sprechen?“ fragte er in donnerndem Tone, während die schwielige Faust sich nach dem gefürchteten Knierrücken ausstreckte.

„Der Herr Hauptmann hat mir ein Fünffrankenstück geschenkt. Es sollte mein Trinkgeld sein, weil ich ihm die Stiefeln brachte — so sagte er.“

„Wo ist das Geld?“ herrschte der Meister streng. „Heraus mit dem Fünffrankenstück! Weißt Du nicht, daß das Geld, welches Du von meinen Kunden erhältst, mir gehört?“

„Ich habe das Fünffrankenstück nicht mehr,“ berichtete der Knabe. „Ich habe es einem armen Manne geschenkt, der es nöthiger brauchte, als Ihr und ich, denn er hatte weder Schuhe noch Strümpfe, und es ist so kalt draußen, daß Einem das Herz im Leibe friert.“

Der Jakobiner stand einen Augenblick starr vor Erstaunen. Dann schoß eine dunkle Röthe in das häßliche Gesicht. Auf seiner Stirn trat jene blaue Linie hervor, welche die wildeste Wuth kennzeichnet, deren das Menschenherz fähig ist. Dabei sprühten die Augen drohende Blitze, die Lippen zuckten, die Hände ballten sich. Dem Kleinen war es, als müsse in jedem Augenblick sich das entsetzliche Ungewitter über seinem Haupte entladen. Nur zu gut kannte er diese Vorboten des Sturmes. Er sank auf seine Kniee und hob die Hände flehend zu dem grausamen Manne empor.

„Seid nicht böse, Meister! Ich glaubte, das Geld sei mein und ich könne damit machen, was ich wolle. Seid nicht böse, schlagt mich nicht, ich will's gewiß nicht wieder thun!“

Allein der zornige Mann hatte in seiner maßlosen Aufregung bereits den auf dem Arbeitstische liegenden Hammer ergriffen. Mit einem heiseren Schrei schwang er die Waffe über seinem Haupte und stürzte auf den unglücklichen Knaben los. Dieser sank mit dem Gesicht auf die Erde. Er hoffte auf kein Erbarmen, keine Rettung mehr. In Todesangst erwartete er das mörderische Niedersinken der entsetzlichen Waffe auf sein wehrloses Haupt.

Allein es kam nicht so weit. Die Thür der Werkstatt öffnete sich plötzlich wie auf einen Zauberschlag. Ein bleicher Mann, in Lumpen gehüllt, aber kräftig gegliedert und hoch aufgeschossen, stand auf der Schwelle. In seiner rechten Hand funkelte ein Pistol. Er zielte ruhig auf den wuthschraubenden Jakobiner und rief mit dröhnender Stimme:

„Zurück! . . . Bösewicht! oder Du bist todt im Augenblick!“

Der Schuster fuhr in der That zurück, als habe er ein Gespenst erblickt. Der Hammer entfiel seiner Hand. In diesem Augenblicke wurde die Thür des Nebenzimmers hastig geöffnet und die Meisterin, kirschbraun im Gesicht vor Wuth, trat in das Zimmer.

„Ha!“ schmetterte sie erbozt, „was will dieser Straßenkerl in unserem ehrlichen Hause? Wie kann dieser Lumpenvagabund sich unterstehen, hier einzutreten und anständige Leute zu beleidigen? So ein Spießbube, Tagedieb!“ — —

Der Fremde erhob von Neuem die Waffe und wie vom Blitz getroffen schnellte das Weib hinaus und warf die Thür krachend in's Schloß. Man vernahm das Vorschieben eines Riegels.

„Was wollt Ihr?“ fragte Simon mit unsicherer Stimme. „Ihr habt kein Recht, gewaltsam in mein Haus zu dringen.“

„Sobald in diesem Hause ein Mord an einem unschuldigen Kinde verübt werden soll, hat Jedermann das Recht, einzutreten und eine derartige Unthat zu verhüten. Bürger Simon! Ihr folgt mir sofort vor den Nationalkonvent, um Euch zu rechtfertigen über die unwürdige und rohe Behandlung, welche Ihr dem Sohne des hingerichteten Königs von Frankreich zukommen laßt!“

Der Schuster lachte höhlich auf: „Meint Ihr wirklich, ich würde Euch den Willen thun und mich zum Gespött der Leute machen? Ihr habt ja nicht einen einzigen Lappen am Leibe, der nicht zerrissen wäre. Die Jungen meiner Kunstgenossen würden mich auslachen, thät' ich Euch den Willen!“

In diesem Augenblicke wagte es der kleine Ludwig, den Kopf zu erheben. Er erkannte den Bettler, dem er das Fünffrankenstück geschenkt. Es war, als wenn ein schwacher Hoffnungsstrahl über das bleiche Gesicht flog.

Der Bettler hob seine Waffe von Neuem. Simon that, als beschäftige er sich angelegentlich mit einem Stiefel, verfolgte jedoch dabei jede Bewegung des Fremden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Ihr habt Recht!“ erwiderte dieser, „die Pariser Schusterjungen würden mit Fingern auf mich zeigen und sagen: An dem Kerl ist auch nichts, trotzdem er das ehrwürdige Gewand der Armuth trägt. Er trägt dieses Kleid nur zur Schau, um die Schlechtigkeit seines Inneren zu verdecken. Er geht ja mit dem Mörder Ludwig's des Siebenzehnten!“

Der Schuster beugte sich auf seine Arbeit nieder. Sein Groll machte sich einzig und allein in dem heftigen Anziehen des Pechdrahtes Luft. Endlich hob er das Haupt, warf dem Sprecher einen giftigen Blick zu und erwiderte in mürrischem Tone:

„Die Erziehung des Knaben ist genau nach der Instruktion erfolgt, welche der Nationalkonvent mir überliefert hat!“

„Das werden wir bald erfahren, Meister!“ gab der Bettler zurück und damit trat er auf den Knaben zu und faßte ihn bei der Hand mit den Worten: „Du sollst Dein Recht haben, armer Knabe, wenn nicht als Königssohn, doch als Mensch. Folge mir!“

Zitternd umklammerte Ludwig mit seinen Händen die Rechte des Bettlers. Dieser schritt rückwärts tretend hinaus. Er hielt mit der linken Hand die Waffe vor sich hin. Der grollende Schuster sah den Abgehenden mit Blicken nach, in denen sich die ganze Wildheit und Rohheit seines Gemüthes offenbarte, allein er wagte kein Wort. Wie alle Menschen mit beschwertem Gewissen war er scheu und feig der ehrenhaften Entschlossenheit gegenüber.

Stumm schritt der Bettler mit seinem Schützling durch die Straßen der stolzen Seinestadt. Auf seinem Antlitz lag ein wilder Trost, eine düstere Entschlossenheit. Der kleine Ludwig war noch bleicher als gewöhnlich. Er sah oft mit

scheuem Blicke zu dem Fremden empor, ungewiß, ob er sich über die Erlösung freuen oder nicht vielmehr in der Erwartung eines noch schlimmeren Looses sich fürchten sollte. Neugierig und verwundert sahen die Vorübergehenden dem Paare nach, das endlich in das Hauptportal des Nationalpalastes trat, in welchem der Konvent seine Sitzungen hielt.

Der Nationalgardist, welcher am Fuße der großen Treppe stand, wollte die Eindringlinge zurückwerfen, allein der Bettler erklärte in einem Tone, der jeden Widerstand ausschloß, daß er ein größeres Recht zum Betreten des Sitzungsjaales habe, als jeder Andere, da er den rechtmäßigen König von Frankreich an der Hand führe.

„Ruft mir den Bürger Boissy d'Anglas heraus!“ schloß er seine Rede. „Er ist ein würdiger Mann und wird mir auf das, was ich ihm sagen will, antworten. Thut Ihr's nicht, so gehe ich hinaus auf die Straße und versammle das Volk um seinen rechtmäßigen König. Kennt Ihr das Volk von Paris? Das Volk hungert und hofft bereits drei Jahre auf einen Umschwung zum Besseren. Die Thenerung ist groß. Handel und Wandel stocken. Die Zufuhr ist gehemmt. Für die mühevollste Arbeit giebt es keinen Lohn. Was meint Ihr wohl, das geschehen würde, wenn ich mit dem Knaben hinaus auf die Straße träte und zu den Vorübergehenden spräche: „Hier ist Euer rechtmäßiger König! Setzt ihn auf den Thron, wenn Ihr durchaus keine Regierung haben wollt, die für Euch sorgen kann! Setzt ihn in seine Rechte wieder ein und Ihr werdet Euch wenigstens des Segens von oben her erfreuen.“

Der Bettler hatte die letzten Worte mit mächtiger, weithin tönender Stimme gesprochen. Aus jeder Silbe klang die heftige Erregung, welche seine breite Brust erschütterte. Es war sonach kein Wunder, daß die Thürflügel zum Sitzungsjaale sich plötzlich öffneten und einige Mitglieder des Konvents herausstraten.

Der Bettler gewahrte auf den ersten Blick denjenigen unter den Anwesenden, zu welchem er das meiste Zutrauen hatte, den Deputirten Boissy d'Anglas.

„Was geht hier vor?“ fragte er mit seiner hellen, klaren Stimme, „was ist das für ein Lärm? Wer wagt es, die Berathungen der Regierung zu stören?“

„Ich wage es, Bürger Boissy d'Anglas!“ rief der Bettler, indem er sich leicht verneigte. „Ich, der arme Mann, welcher auf der untersten Stufe jener Treppe steht, auf welcher das Volk sich vertheilt hat. Ich wollte Euch nur fragen, ob Ihr bei Euren endlos langen Protokolliren und Debattiren über das Thema: „Hülfe thut Noth!“ nicht auch an das arme Opfer Eurer Politik gedacht habt, den Sohn Eures ermordeten Königs? Ist die französische Nation bereits so entartet, daß sie kein Auge mehr hat für das Waisenkind des Thrones, dessen Wohlergehen die Eltern sterbend der Nation an's Herz gelegt? Hat Niemand von Euch, für die Brüderlichkeit und die Freiheit schwärmenden Mittern, Nachrichten darüber eingelesen, wie es mit dem unschuldigen Kinde steht, dem Ihr Eltern und Geschwister, Jugend, Freiheit und Glück geraubt? Hat Niemand daran gedacht, daß dieses Kind Euch sowohl vor den Thronen Europa's, als auch vor dem höchsten Weltenthronen zur Rechenschaft ziehen kann? Ist es keinem von Euch eingefallen, daß dieser bleiche Knabe wie ein düsteres

Rainszeichen zwischen Euch und Euren besten Absichten steht? Ich rufe dem Nationalkonvent zu: So lange nicht gesühnt, was Ihr an diesem Kinde verschuldet, so lange wird allen Euren Bemühungen für die Wohlfahrt der Nation — und seien sie noch so redlich gemeint — der Segen fehlen. Die Sauser dieses Kindes werden sich zu Stürmen gestalten, welche Wetter auf Wetter über das schöne Land häufen, das man Frankreich nennt. Seine Thränen werden zu Sturzbächen anschwellen, welche Saatkelder und Fruchtgärten verschlingen, seine Worte werden Flüche sein, welche das undankbare Volk von Paris auf Jahrhunderte vernichten. Habt Ihr mich verstanden, Männer von Paris? Ich habe die Wahrheit gesprochen.“

„Was will der Unglücksrabe mit seinen Drohungen?“ fragte einer der Männer in heftigem Tone. „Der junge Capet befindet sich in den Händen eines sehr würdigen Mannes. Der Bürger Simon ist ein ehrenwerther, bescheidener und anspruchsloser Mann.“

„Seht Euch das blasse, kranke Kind an!“ donnerte der Bettler, „das sind die Resultate der Erziehung dieses ehrenwerthen, bescheidenen Volksmannes!“

„Der Mann hat Recht!“ entschied Boissy d'Anglas. „Ludwig Capet sieht nicht gut aus. Er soll sofort von seinen Pflegeeltern entfernt und in einem der besseren Zimmer des Temples untergebracht werden.“

„Habt Dank, Herr!“ sagte der Bettler leise, indem er mit der Rechten das Gewand des Sprechers faßte und an seine Lippen führte. „Ihr seid ein Ehrenmann!“

Fünftes Kapitel.

Noch an demselben Tage wurden auf den Antrag Boissy's die nöthigen Schritte zur besseren Placirung des königlichen Waisenkindes eingeleitet. Der kleine Ludwig erhielt ein freundliches, helles Zimmer mit zierlichen Nußbaum-Möbeln und einem weichen Bettchen. Er bekam eine kräftigere, gesündere Nahrung und eine Menge niedlicher Spielsachen. Ein paar würdige, zuverlässige Diener standen zu seiner Verfügung und gegen diese durfte er nur den leisesten Wunsch äußern, so wurde derselbe auch erfüllt.

Aber der kleine, bleiche Knabe hatte keine Wünsche mehr. Still und regungslos saß er am Fenster und schaute hinab in den grünen, blüthengeschmückten Garten, welcher zu dem alten Staatsgefängnisse gehörte. Er betrachtete die Falter, welche sich in den Blumentronen wiegten, die Vögel, welche singend von Ast zu Ast schwirrten, die Fliegen und Mücken, welche in Schwärmen durcheinander wogten. Er stieg auch wohl in den schattigen Park hinunter, pflückte Rosen und Jasminblüthen und brach grüne Blätterzweige von den Bäumen, die er auf dem leichten Strohhut befestigte. Allein die Stunden, in denen er sich zwanglos und leichten Sinnes der Freude hingab, wurden immer seltener. Sehr häufig sahen die Bewohner des Temples ihn still auf dem glänzenden Rasen sitzen, das bleiche Antlitz in die grüne Blätternacht der Bäume gerichtet. Der Schmetterlingskasten, welchen man ihm gekauft, um ihn zu zerstreuen, lag unbeachtet neben ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Bhr.

(Fortsetzung.)

Der Adjutant selber fühlte sich unheimlich, denn die Mauern des Rapport- und Vorzimmers zitterten, wie die der weiland königlich kanaanitischen Haupt- und Residenzstadt Jericho, und in dem Sturm blieb nur Einer ruhig, den nichts zu heirren schien — O'Neil. Neufßerst gleichgültig lehnte er sich im Vorzimmer an ein altes Büffet und käufelte dabei in seiner gewöhnlichen Manier „O, Du lieber Augustin“ durch die Zähne.

Was kümmerte es auch ihn, daß der Rassa-Offizier wie begossen aus dem Rapportszimmer geschlichen kam und sein Eskadrons-Kommandant zornentflammt herausstürzte, daß einer seiner Kameraden, der wegen einer Dienstangelegenheit zitiert war, ernst und bleich der Dinge wartete, und ein anderer, der um Urlaub nach Beendigung der Exerzierzeit hatte bitten wollen, in weiser Erwägung der Umstände sich lieber ganz zurückzog, um sein Gesuch auf bessere Zeit zu vertagen? Was kümmerte es ihn, wenn der Oberst sich offenbar heifer schreien wollte, da ihm dies am Morgen beim Manöver nicht hatte gelingen mögen? Das Alles war ihm höchst gleichgültig, denn er kam ja nur, um für die überstandene Strafe zu danken, er hatte ja keine mehr zu erwarten. Es handelte sich nur um die gewöhnliche einfache Formel, die, ein Ueberbleibsel aus vergangenen Jahrhunderten, einem patriarchalischen Verhältnisse angepaßt ist.

O'Neil war lange über Reflexionen dieser Art hinaus, und da er, in der Stabsstation selbst bequartiert, sich mündlich zu bedanken hatte, so setzte er sich unmittelbar nach der Heimkehr vom Manöver in volle Parade, wie es die Etiquette zur größeren Feierlichkeit dieses dienstlichen Aktes forderte.

Die Formel war bald ausgesprochen, und dann war er fertig und konnte in's Gasthaus eilen, nach dem er eine wohlmotivirte Sehnsucht empfand; denn er hatte des frühzeitigen Ausrückens wegen nicht gefrühstückt, und jetzt war schon Mittag vorüber.

Es kam ihm auch nicht ein einziges Mal die Frage, warum der Oberst, der doch beim Manöver so bieder und gemüthlich gewesen, jetzt auf einmal so wüthe. O'Neil wünschte nur, schon wieder heraus und im Wirthshause zu sein, und pfiß sein Lieblingsstücklein Nummer Eins. Hätte er aber den Adjutanten gefragt, der hätte auch nur mit den Achseln gezuckt und geheimnißvoll lächelnd erwidert, er wisse nur, daß der Oberst ganz guter Laune gewesen, bis er, wie gewöhnlich, alle eingelaufenen Schreiben eigenhändig eröffnend, plötzlich aufgesprungen sei, Neuzen's Meldung, die er eben gelesen, sammt dem Couvert wüthend zusammengeballt und gerufen habe: „Ungeheuer! Ungeheuer! Da hört ja Alles auf!“ wonach er mit donnernder Stimme befohlen, Neuzen auf der Stelle durch eine Ordonnanz im Galopp zum Rapport zu zitiren.

Aber O'Neil fragte gar nicht; soeben verließ der Auditor das Rapportszimmer und während dieser mit einem

mühsamen Lächeln und gleichgültig sein sollenden Achselzucken das Vorzimmer durchschritt, öffnete sich schon wieder die Thüre und der Adjutant winkte O'Neil, einzutreten.

Der Oberst empfing ihn mit finster zusammengezogenen Augenbrauen und von seinen Lippen klangen noch immer einzelne Laute, wie das leise Grollen zwischen den starken Schlägen des Gewitters.

„Herr Oberst, ich danke gehorsamst für die erhaltene Strafe!“ meldete O'Neil, gleichgültig über die drohenden Anzeichen hinwegsehend.

„Lassen Sie sich's für dieses Mal gesagt sein,“ versetzte der Oberst in barscher, aber nicht ungütiger Weise die Moral der Geschichte anbringend. „Ich liebe solche öffentliche, Aufsehen erregende Skandale nicht.“

„Ich mache keine Skandale, Herr Oberst,“ erkühnte sich O'Neil zu erwidern.

„Und wie nennen Sie das, mein Herr?“ brauste der Oberst auf; er fühlte heute am allerwenigsten Lust, sich widersprechen zu lassen. „Ich nenne es einen Skandal.“

„Es war nur eine Serenade, Herr Oberst,“ entschuldigte O'Neil ruhig, „welche zu bringen sich mein Herz gedrungen fühlte.“

„Was geht mich Ihr Herz an?! Da hört ja Alles auf, wenn das Herz auch noch gehört werden soll. Geh'n Sie nach Spanien, wenn Sie Serenaden bringen wollen. Verstanden, Herr Oberleutnant? Im Dienst-Reglement bestehen keine Vorschriften über Serenaden und über Konflikte zwischen Herz und nächtlicher Ruhe. Hierzulande hat Niemand Serenaden zu bringen, als die Regimentsbande oder der Nachtwächter. Verstanden? Und erstere selbst nur auf Befehl von mir oder vorhergegangene gehorsamste Anfrage. Verstanden, Herr Oberleutnant? Dazu gehören außerordentliche Gelegenheiten, wie ein Avancement des Regiments-Kommandeurs oder der Geburtstag unseres durchlauchtigsten Fürsten und Herrn. Verstanden, Herr Oberleutnant? Und dann heißt die Serenade „Zapfenstreich“ bei der Infanterie und „Retraite“ bei uns, so steht's im Reglement — aber daß ein fürstlich N.'scher Offizier einen Zapfenstreich mit Guitarre-Begleitung für sich selber executirt, davon steht nichts darin. Schonen Sie Ihre Stimme lieber für's Kommando, verstanden? Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihren Einfall viel strenger geahndet hätte, wenn Sie mir nicht von Ihrem Divisions- und Eskadrons-Kommandeur immer als besonders fleißig im Dienste geschildert wären und ich mich nicht von dem Erfolge bei Ihrer Abtheilung selbst zur Zufriedenheit überzeugt hätte. Lassen Sie sich das gesagt sein und singen Sie in Zukunft Ihre Retraite zwischen Ihren vier Wänden. Verstanden? Ich habe überhaupt schon bemerkt, daß Sie eine besondere Vorliebe für's Pfeifen haben und daß Sie dieser Vorliebe selbst bei Gelegenheiten folgen, wo es mir höchst dienstwidrig erscheint. So ist es

mir z. B. bei der letzten Reitschulvisite aufgefallen, daß Sie die ganze Zeit ganz ungenirt vor sich hin gepffiffen haben. Ich wollte nur deshalb nichts sagen, weil ich sonst zufrieden war und es für eine ganz besondere Zerstreutheit in Folge von großer dienstlicher Aufregung hielt. Aber in Zukunft suchen Sie Ihre Aufregung zu beherrschen.“

„Ich war nicht aufgeregt, Herr Oberst,“ versetzte O'Neil äußerst phlegmatisch.

„Um so schlimmer,“ fuhr der Oberst, der sich allmählig beruhigt hatte, wieder auf. „Warum haben Sie also gepffiffen?“

„Ich habe nicht gefiffen, Herr Oberst.“

„Sie haben nicht gepffiffen? Aber ich habe es ja mit eigenen Ohren gehört. Sie werden mir doch nicht beweisen wollen, daß ich nicht höre? Da hört ja Alles auf! Sie haben — ah, ah! Das ist arg!“

Dem Obersten war's, als habe ein Laut sein Ohr getroffen, gerade wie jener, den er soeben zu konstatiren suchte, und dessen Erzeugung O'Neil beharrlich leugnete. Es war wirklich Red, der durch die Erinnerung unwiderstehlich angeregt, seine Leibarie Nummer Eins zu säufeln begonnen hatte. Er wußte selber nichts davon, der Schließmuskel des Mundes hatte sich, einem verborgenen Reize gehorchend, leicht zusammengezogen und sein Athem strich unwillkürlich taftmäßig durch die kaum merkbar geöffneten Lippen.

„Ah, ah, das ist arg!“ rief der Oberst und dann war's, als hätte er vor Entsetzen die Sprache verloren. Um so mächtiger stüthete der Schwall hervor, als die momentan gelähmte Zunge ihre Gelenkigkeit wiedergefunden hatte. „Da hört ja Alles auf. Das ist ja offenbare Verhöhnung. In demselben Augenblicke, wo ich Sie zur Rede stelle und Sie die unbegreifliche Stirn haben, zu leugnen, lassen Sie sich denselben Fehler zu Schulden kommen! Ich hätte gute Lust, Sie an einen Ort zu senden, wo Ihnen das Pfeifen für immer vergehen würde. Was fällt Ihnen ein, mir hier in's Gesicht zu pfeifen?“

„Ich habe nicht gefiffen, Herr Oberst!“ erwiderte O'Neil ebenfalls mit erhobener Stimme, denn er fühlte sich durch den Zweifel an seiner Aussage tief gekränkt, und dieser scharfe Ton schien auf den Obersten sonderbarer Weise nicht erbitternd zu wirken. Durch die Sicherheit, mit der die Behauptung ausgesprochen ward, wurde er im Gegentheil an sich selber irre. Sein Ton blieb zwar drohend, aber es hatte den Anschein, als wolle das Gewitter unschädlich vorüber ziehen.

„Sie werden mich nicht belehren, Herr Oberleutenant. Ueberhaupt verbietet Ihnen das Reglement, einer Behauptung Ihres Obersten derart zu widersprechen, verstanden? Ich kann Sie nur noch zum letzten Male erinnern, daß Sie diese üble Gewohnheit ablegen, sonst haben Sie sich die Folgen, die dann nicht ausbleiben werden, nur selber zuzuschreiben. Das wäre ja zum Teufelholen, wenn das ganze Regiment auf einmal zu pfeifen anfangen würde. Wo käme man denn da hin? Da hört ja Alles auf. Im Reglement ist das Pfeifen nur als Feldgeschrei zugelassen oder in den Mannschafts- und Chargenschulen zur Uebung der Trompetensignale. Verstanden? Dieses hat im Dienst aber nur auf Befehl vor dem Feinde, oder nur auf die Abforderung des Feldgeschreies zu geschehen. Verstanden, Herr Oberleutenant? Nur außer

dem Dienste ist dem Soldaten das Pfeifen nach eigenem Ermessen gestattet — „gestattet“, merken Sie wohl, nicht befohlen, verstanden? Sie werden gut thun, sich mehr mit dem Studium des Reglements zu befassen und in seinen Geist einzudringen. Es muß bis auf den Buchstaben nach dem Wortlaute befolgt werden, sonst hört Alles auf. Lassen Sie sich das für ein anderes Mal gesagt sein.“

Eine halbgnädige Handbewegung entließ O'Neil und dieser beeilte sich, seine Verbeugung zu machen und sich der Thüre zuzuwenden. Sein Magen war während der langen Rede so furchtbar öde geworden, einige Male hatte dieser sehr unästhetisch geknurr, aber nun sollte er befriedigt werden; noch einen Sprung nach Hause, um die Paradekleidung mit der bequemen zu vertauschen und dann zum Diner und zu Fanny mit den vollen Bierkrügen. Das war doch eine tröstliche Aussicht.

„Durch die Wälder, durch die Auen“

pfiff er, oder vielmehr sein Athem, ganz seelenbergnügt und schmelzend.

„Herrrr Oberleutenant,“ donnerte es jetzt hinter ihm und hemmte seine Schritte. „Herrrr Oberleutenant, wollen Sie zurückkommen!“

O'Neil ließ unmutig den Drücker fahren, den er schon in der Hand hatte, und wandte sich wieder dem Obersten zu, der mit glühendem Antlitze dastand, einem Moloch gleich, dem es ein Vergnügen gemacht hätte, den ruchlosen Verbrecher in einer flammenden Umarmung zu verzehren.

„Sind Sie bei Sinnen, Herr!“ wüthete der kleine, dicke Mann, der sich vor Born wiederholt auf seine Fußspitzen hob, als wäre er im Begriff, wie ein Sperber aufzusliegen. „Oder wollen Sie mir offen Troß bieten? Das soll Ihnen schlecht bekommen. Wie können Sie sich unterstehen, hier in meinem Dienstzimmer zu pfeifen?“

„Ich habe nicht gefiffen, Herr Oberst.“

„Sie haben gepffiffen.“

„Nein, Herr Oberst.“

„Das ist zum Rasendwerden,“ schrie der Oberst, dem in der Wuth die Stimme überschlug. „Sie haben gepffiffen, sag' ich.“

„Herr Oberst, ich muß das besser wissen, ich habe nicht gefiffen,“ versetzte O'Neil mit dem Ausdruck tiefster Erbitterung.

„So, Sie müssen das besser wissen! Sie wissen es besser, als Ihr Oberst? — Ah, da hört Alles auf! Sie wollen mir abstreiten, daß Sie gepffiffen haben? Hahaha!“ lachte er in der höchsten Erregung schneidend auf. Seine Stimme klang jetzt so hoch, daß es beinahe den Anschein hatte, als pfeife er selber seine Worte, statt sie zu sprechen.

„Herr Adjutant,“ wandte er sich jetzt an diesen, der fast nicht mehr im Stande war, sein Lächeln durch ein vorchriftsmäßig entsetztes Gesicht zu maskiren, „sagen Sie ihm doch, sagen Sie — hat er gepffiffen oder nicht?“ und ohne auf eine Antwort zu warten fuhr er fort: „Entweder sind Sie wahnsinnig oder bin ich es, Herr! Sie werden doch Ihren Obersten nicht für einen Narren halten?! Ich soll meinen eigenen Ohren nicht trauen. Das ist zu arg, das ist zu arg. Da hört Alles auf. Wenn Sie glauben, daß ich mir von Ihnen was vorpfeifen lassen muß, so sind Sie in großem Irrthum. Ich werde von meinem ganzen reglementsmäßigen

Rechte Gebrauch machen und ich werde sehen, ob ich meiner Charge, die ich von unserem allerdurchlauchtigsten Fürsten habe, nicht Achtung verschaffen kann. Ja, das werde ich! Verfügen Sie sich vom Flecke weg zum Profoszen, dort können Sie pfeifen, wenn Sie Lust haben, bis an den jüngsten Tag meinewegen. Aber mir sollen Sie nichts mehr pfeifen, dafür werde ich Sorge tragen. Verstanden, Herr Oberlieutenant? Oder wissen Sie das vielleicht auch besser, als ich? Ist so etwas je erhört worden?! In meiner ganzen sechszunddreißigjährigen Dienstzeit ist mir so etwas nicht vorgekommen. Da hört rein Alles auf! — Jetzt geh'n Sie zum Profoszen. Verstanden, Herr Oberlieutenant?"

O'Neil machte eine kurze Verbeugung, er biß seine großen Zähne grimmig auf einander, um im Gefühle seiner gekränkten Unschuld nicht ein Wort zu erwidern, das eine Subordinations-Verletzung konstatierte, denn er war ein tüchtiger Soldat und im Dienst äußerst pünktlich.

Aber kaum hatte er die Thüre des Vorzimmers hinter sich, so öffneten sich seine Lippen wieder. Aus dem Hausarrest war ein geschlossener Aufenthalt in den Appartements des Profoszen geworden, verschwunden war die Fata Morgana des Diner, die schäumenden Bierkrüge, Fanny, sie waren verschwunden und „Alles das so ungerecht! Ich und pfeifen!“ sagte er sich und wehmüthig gepfeiffen Klang's von seinen Lippen:

„O Du lieber Augustin

— — — —

Alles ist hin.“

VII.

Die Consequenzen des Bedankens.

Zwei Stunden später trat auch Neuzen beim Profoszen ein; er fand O'Neil am Fenster, den Kopf auf beide Fäuste gestützt, mit reglosem Blick hinausstarrend, und dazu piffte er leise und sehnüchtig: „Durch die Wälder, durch die Auen.“

„Neb, was machst Du denn da?“ rief Neuzen, erstaunt, den Freund hier zu treffen, und erhielt als Gegengruß: „Wie komm Du hier?“

„Von dem verdamnten Bedanken.“

„Auch ich vom Bedanken.“

Nun theilten sie Beide einander ihre Leidensgeschichte mit. O'Neil fluchte auf die ungeheuere Ungerechtigkeit, mit der er behandelt worden.

„Seit zehn Jahren schon, daß ich diene, und keine Mensch hat mir noch im Dienst pfeifen gehört. Ich sehe schon, er will mich fort, aber ich gehe in die Krimea. Sag selbst, ist das nicht ungerecht — ich und pfeifen?“

„Na, große Ursache hast Du nicht, Dich zu beschweren,“ lachte Neuzen, fuhr aber gleich wieder in verdrießlichem Tone fort: „Recht geschieht uns Beiden, aber ich könnte mich selber überschlagen vor Aerger, daß ich solches Pech, so kolossales Pech haben muß. Ich begreife jetzt noch nicht, wie das unglückselige Blatt mit hineingekommen ist. Habe ja das Couvert selber gemacht und Geisenbach kann ich unmöglich im Verdacht haben; er ist ein zu guter Kamerad, als daß er mir einen solchen Streich spielen und die Karrikatur in die

Meldung hätte schieben sollen. Und gerade heut' muß ich eingesteckt werden, gerade heut', das ist entsetzlich, und noch dazu wer weiß auf wie lange. Er ist im Stande und läßt mich brummen, bis die Konzentration vorüber ist, und dann Adieu, Du Traumbild meiner Seele, mein Aug' erblickt Dich nimmermehr.“

„Das ist sehr schön,“ bemerkte O'Neil in der Kunstpause, die Neuzen nach der Rede eintreten ließ.

„Was, irländischer Unmensch — sehr schön, daß ich sitze?“

„Nein, der Dichtung — Adieu, Du Traum von meine Seele, mein Auge blickt Dir nimmermehr.“

O'Neil hatte diese Worte mit einem großen Aufwand von Pathos und Gesten laut zum Fenster hinaus deklamirt, was durch einen Ton, wie von einem zugeworfenen Fenster, beantwortet wurde.

„Wem deklamirst Du denn das vor?“ fragte Neuzen lachend.

„Ihm.“

„Ihm? Wem denn, ihm? Nennst Du ein schönes, zartes Kind „ihm — so plattweg?“

„Nein, ich liebe die Runde, nicht die Platte.“

„Ach, Mademoiselle Tonne!“ lachte Neuzen. „Aber wer ist denn der Ihm?“

„Nun, Mademoiselle Toinon.“

„Aber das ist ja eine „Sie“, Mensch — lernst Du denn nie Deutsch?“

„Ich bin vollkommen Deutsch,“ versetzte O'Neil gekränkt, „ich habe gesagt von ihm, von dem Engel.“

„Ja so, da hast Du freilich Recht, der Engel ist männlichen Geschlechts, aber dieser hier speziell des weiblichen und wie ich merke, ein ungnädiger.“

Neuzen hatte nämlich in demselben Augenblicke aus dem Fenster gesehen und über die Dächer einer niederen Scheuer und eines Stalles hin, an dem eben erst so geräuschvoll geschlossenen Fenster das Mädchen, von dem gesprochen wurde, erkannt. Im Momente ward es ihm klar, daß sich das Fenster im Hinterhause des Obersten befand und daß O'Neil seine Sehnsucht da hinüber deklamirt hatte.

Mademoiselle Tonne befand sich dort offenbar in ihrem Zimmer, denn sie saß an einem Tischchen, das in der Fenster-Nische stand, und nähte emsig, mit auffallend absichtlich tief herabgebeugtem Kopfe.

„Ach hätt' ich's auch so gut, wie Du,“ rief Neuzen mit einem komischen Seufzer aus, „ich meine, es ließe sich dann hier leben. Aber ich muß ferne von ihr gefesselt sein und gerade heut' — gerade heut', wo ich den ersten Ritterdienst ihr weihen wollte. Gefesselt wie ein Prometheus an den Felsen.“

„Gefesselt wie ein Prometheus an der Felsen,“ deklamirte O'Neil wohlgefällig nach und nahm seine Lieblingsbeschäftigung wieder auf, die er früher nur, um seinem gepreßten Herzen genug zu thun, unterbrochen hatte — er zog ein Spiel Karten hervor, zog dieselben ab und summtte vergnügt eine seiner beiden Leibmelodien, sobald er sich selbst geschlagen hatte. So hatte er das doppelt Angenehme — zu spielen und doch nie zu verlieren.

Neuzen raunte indessen unablässig, wie der gefangene

Wüstenkönig in seinem engen Käfige, auf und nieder und hielt einen lautlosen Monolog, von dem nur hin und wieder ein süß gelspelttes „Minna“ hörbar wurde, was dem Menschenkenner Anhaltspunkte zum Weiterhinhören geben konnte. O'Neil war aber kein so tiefer Denker, um aus den Einzelheiten sogleich des Kameraden Seelenzustand herauszuklügel. Er begnügte sich damit, zu sagen: „Aber es wird doch Adele sehr unangenehm, daß Du eingesperrt,“ und gab dann, als er seine Bemerkung durch eine halbblaute Verwünschung genügend beantwortet fand, alle weiteren Reflexionen auf.

Die Nachmittagsstunden gingen nun so hin. Keuzen wurde immer unruhiger und als der Abend zu dämmern begann, hielt er nicht länger an sich. Er setzte sich O'Neil gegenüber und legte seine Hand auf das Spiel Karten, was zur Folge hatte, daß O'Neil groß auffah und fragte:

„Willst Du mitspielen?“

„Nein, aber ich will wissen, ob Du mein Freund bist,“ fragte Keuzen ernst zurück.

„For ever,“ bethenerte O'Neil und hielt Keuzen zur Bekräftigung die ungeheuerere Hand hin — man konnte sehen, daß die Versicherung nicht blos Redensart war.

„Nun gut, willst Du mir's beweisen?“

„Ich will, sag' mir mit was.“

„Du mußt mit mir heute Nacht auf meine Station hinaus kommen.“

„Aber, dear friend, was fällt Dir ein?“ rief O'Neil überrascht aus.

„Es ist kein Einfall, es ist ein nach reiflicher Ueberlegung gefaßter Entschluß.“

„Aber wir sind beim Profos.“

„Wär' das nicht der Fall, so hätte ich ja keinen Freundschaftsdienst von Dir verlangt.“

„Well — well! Aber denke Du selber, man giebt uns auf der Festung, wenn wir erwischt.“

„Deshalb müssen wir dafür sorgen, daß man uns nicht erwischt und das ist gerade nicht so schwer.“

„Aber das ist eine schlechte Handlung für ein Soldaten, Desertion aus dem Gefängniß.“

„Aber was wirst Du von einem Offizier halten, der sein Wort bricht?“

„O, der sein ein Rascal — ein abscheuliches Mann.“

„Nun also. Wir desertiren auch nicht, bis zum Morgen sind wir längst zurück und es handelt sich hier darum, ein Unglück zu verhüten.“

„Ich will höre der Unglück!“ sagte O'Neil mit Entschiedenheit.

„So höre. Du weißt, daß in letzter Zeit einige Brände in den umliegenden Dörfern vorkamen, die auf unerklärliche Weise entstanden; man ist mißtrauisch genug gewesen, unsere Soldaten der Unvorsichtigkeit zu beschuldigen.“

„Die abscheuliche Bauern!“ rief O'Neil großend, „wenn sie wär in unserem königliche Gebiet am Laugh Neagh, ich würde sie für Verläumder Alle verhungern lassen.“

„Das dürste Deinen königlichen Unterthanen am Laugh Neagh auch ohne Verläumdung zustoßen,“ scherzte Keuzen, lenkte aber sogleich wieder ein, da er sah, wie er den Freund an seiner empfindlichsten Stelle getroffen hatte. „Nimm's nicht übel auf, Ned, ich hätte den Scherz bei Seite lassen

können. Unsere Situation ist ohnedies ernst genug. Als mich heute die Ordonnaiz mit dem Befehle traf, hatte ich keine Idee, was mir bevorstehe, obwohl mich, wie gewöhnlich bei solchen undetaillirten Citationen, ein unheimliches Gefühl, eine dunkle Ahnung beschlich. Ich lasse satteln und reite fort, längs der Parkmauer hin, da sehe ich Minna —“

„Adele,“ warf O'Neil berichtigend ein.

„Aber nein, Minna, mein Ideal, mein Stern, mein Leben,“ widersprach Keuzen ungeduldig. „Sie war unter der Veranda auf dem Hügel an der Mauer ganz allein und las. Sie rief mich an und sagte mir, daß sie in der größten Sorge sei. Ihre Eltern hätten einen Brandbrief erhalten. „Sie wachen diese Nacht für uns?“ fragte sie und dabei sah sie mich so einzig an, weist Du, so unter den Augenwimpern hervor, daß der Blick aussieht, als hätte er eigentlich keine rechte Courage, und doch in's Zentrum trifft, daß da im Herzen hinter der Scheibe der Boller losgeht und die arme Seele ein Loch mitten durch hat. „Ihr Wort!“ sagt sie und streckt mir das wunderliebe Händchen entgegen. Ein Kammbale hätte da zugegriffen und auch ich hätte gar nicht mehr losgelassen, wenn es mir am Ende nicht entzogen worden wäre. Du kannst Dir denken, daß ich mein Ehrenwort gegeben habe. Mein Wort ist verpfändet — begreifst Du nun?“

„Was?“

„Nun, was ich Dir erzählt habe.“

„Nein,“ versetzte O'Neil phlegmatisch, „ich verstehe nicht, wer Minna, nicht wer Papa und Mama von diesem Ideal, wer Stern, wer Leben; ich habe nur verstand, daß Du Dein Ehrenwort für diese Nacht gegeben. Warum aber muß ich mit?“

„Weil ich doch unmöglich einige Leute, wie ich es sonst gethan hätte, mit auspassen lassen kann,“ erwiderte Keuzen, ungeduldig und unzufrieden, O'Neil so wenig gerührt zu sehen, „sonst verrathe ich meine Abwesenheit von hier, und wenn ich auch keine Furcht habe, so ist's doch sicherer zu Zweien. Wer weiß, ob nicht Ernst aus der Sache wird, und wir treffen mehr als einen Lumpen. Ich wollte, es käme so, wie stolz wär' ich auf meinen Ritterdienst, und weißt Du, Ned, nach dem Kampfe der Preis!“

„Das begreife ich.“

„Nun, Gott sei Dank! — Du bist also mit bei der Partie? Sonst gehe ich allein.“

O'Neil antwortete nicht gleich, er war aufgestanden und durchschritt nachdenkend das Zimmer; man sah ihm den schweren Kampf an, den sein eisernes Pflichtgefühl mit der Freundschaft bestand. In raschem Tempo pfiß er „Durch die Wälder, durch die Auen“, was immer ein Zeichen war, daß sich bei ihm irgend ein Entschluß vorbereitete.

„Denke nur,“ sagte Keuzen nach einer Weile, während welcher er den Bewegungen O'Neils mit dem Blicke aufmerksam gefolgt war. „Denke nur, was der Alte für ein Gesicht schneiden würde, wenn er ahnen könnte, daß wir einen Spaziergang im Mondschnein machten, indeß er uns hier so wohl aufgehoben glaubt. Der Streich ist schon etwas werth.“

(Fortsetzung folgt.)

Plandereien am Ramin.

Gaukler und Schlangenbeschwörer.

Die indischen Gaukler und Schlangenbeschwörer haben ihren alten wohlbegründeten Ruf auch dem britischen Thronfolger gegenüber aufs Beste bewährt und ihn durch ihre Künste zu widerholten Malen gut unterhalten. Zum ersten Male ließ er sich solche Brüder der Magierkunst während seines Aufenthaltes zu Parell bei Bombay vorführen. Es waren ein paar alte zerlumpfte Gesellen, gefolgt von einer Schaar gleichfalls alter Weiber in Fliederstaat, die den musikalischen Theil der Vorstellung besorgten. Diese wurde durch Kunststücke eingeleitet, welche auch abendländischen Zauberern nicht ganz unbekannt sind und theilweise mit gutem Erfolg auf Jahrmärkten producirt zu werden pflegen. Besonders Feuererschlingen und Feuerspeien dürfte dazu zu rechnen sein. Die höheren Zauberkünste wurden durch den Tanz zweier Kobras eingeleitet. Diese bössartigen Reptilien, die jedoch ihrer Giftzähne beraubt waren, zischten ganz unerwartet aus zwei Körben hervor, nachdem sich zuerst Jedermann von deren Leerheit überzeugt hatte. Wuth und Furcht drückten sich in ihren Tanzbewegungen aus, und es schien, als ob sie sich am Liebsten auf ihre Beschwörer gestürzt, und den angethanen Zwang mit tödtlichem Gifte vergolten hätten. Sodann ließ das Künstlerpaar in kürzester Zeit einen niedlichen 18 Zoll hohen Mangobaum unter einem alten Tuche aus der Erde emporkwachsen, nachdem sie erst den Samentern sorgfältig eingelegt hatten. Darauf wurde ein zwölfjähriger Knabe an Händen und Füßen fest gebunden und, in ein Netz gewickelt, in einen Korb verpackt. Bald rührte es sich im Korbe, Strick und Netz wurde unter dem Deckel durchgeschoben, und als der Alte, darüber erbost, den Korb zertrat und zerstampfte und einen spitzen Stock durch das Geflecht stieß, da regte sich bei den Zuschauern das Gefühl des Mitleides für den armen Jungen und der Enttäuschung gegen den graumägen Alten. Aber siehe da, der Junge lachte vom nächsten Baume herunter, und der Korb war leer. Inzwischen waren dem kleinen Mangobaum unter der schützenden Decke allerliebste Miniaturfrüchte gewachsen. So führten die Gaukler ihr ganzes Zauberprogramm durch, dieselben Stücke, wie sie von Reisenden schon viele hundert Mal gesehen und beschrieben wurden und immer aufs Neue mit Grausen bewundert werden.

Eheliche Glaubensversicherung.

Nach der Reformation wurde bei Schließung von Ehen gemischter Konfession große Vorsicht angewendet. Insbesondere verlangten die Verwandten der Braut Garantien für die Sicherstellung des Glaubens. Ein interessantes Beispiel dieses Verfahrens zeigt die nachfolgende Thatsache: Als Rudolf Graf zu Sulz 1605 die Gräfin Agathe von Hanau heirathete, stellte er folgende merkwürdige gerichtliche Urkunde aus: „Ich Rudolf, Graf zu Sulz, verspreche bei meiner gräflichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen, daß ich meine zukünftige Gemahlin bei der Lutherischen Religion bleiben lassen, auch ihr zu einem Abfall keinen Anlaß geben will. Ich hab' droben zwei Bibeln, hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zweie kaufen. Sie lese nur

tapfer und fleißig darin. Zudem nehme ich ihren Leib, nicht ihre Seele. Ich bleibe bei meiner kotholischen Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn; will sie nicht in den Himmel, so fahre sie in die Hölle.“

Aus Toulouse wird die tragische Vereitelung eines Gaunerstreiches gemeldet, welcher für die dortige Bank hätte verhängnißvoll werden können. Von der alten Franciskanerkirche der Stadt, welche während der ersten Revolution geschlossen wurde und im Jahre 1874, wo sie als Jouragemagazin diente, abgebrannt ist, steht nur noch das Portal und der Glockenthurm. In letzterem befindet sich zur Zeit eine Bleifabrik. Vor Kurzem stellte sich bei dem Leiter derselben ein Fremder von distinguirtem Aeußeren, geziert mit dem Bande eines auswärtigen Ordens, ein und bat um die Erlaubniß, den Thurm besichtigen und seine Fundamente prüfen zu dürfen. Ihm sowohl als seinem „Sekretär“ wurde dies bereitwilligst gestattet, und Beide begannen eine sehr eingehende Untersuchung der Kellerräume, welche unkenntlich waren. Mehrmals hatten Beide, welche sich übrigens bei dem Fabrikpersonal beliebt zu machen gewußt hatten, die Plattform des Thurmes bestiegen, und es geschah dies eines Tages abermals. Kaum waren die Fremden aber auf der höchsten Spitze des Thurmes angelangt, als man Lärm und Gepolter und gleich darauf einen durchdringenden Schrei hörte. Die Arbeiter eilten hinauf und sahen beide Fremde vom Thurme herabstürzen. Den einen derselben fand man furchtbar zerschmettert und bereits verschieden, sein Begleiter und „Sekretär“ aber, der auf ihn gefallen war, lebte noch, wenn er auch schwer verletzt war. Im Spital zur Besinnung zurückgeführt, legte er folgendes Geständniß ab: Sein Begleiter, ein geschickter Ingenieur, hatte den Plan gefaßt, die Bank von Toulouse zu berauben, und zwar, indem er von dem Keller des Thurmes aus, welcher an das Bankgebäude stößt, in die unterirdische Schatzkammer des Geldinstitutes einbrach. Das verbrecherische Werk war so gut wie gelungen. Die beiden Diebesgesellen waren zum letzten Male auf die Plattform des Thurmes gestiegen, um sich dort ungestört über die Theilung des Raubes zu einigen. Sie geriethen in Streit, und der Ingenieur packte seinen Complicen, um ihn von der Höhe hinabzuwerfen. In dem Ringkampfe, welcher sich entspann, stürzten Beide in die Tiefe. Die sofort angestellten Untersuchungen konstatarnten, daß die Mauern zu dem Keller der Bank durchbrochen waren, und daß die Arbeit einer Stunde genügt hätte, um die Schätze des Institutes den Einbrechern zu überliefern.

Frommer Wunsch.

Nach der letzten Lehrerversammlung in Mannheim machten die Herren zum Schluß nach Heidelberg und hinauf zum berühmten Schloß. Zwei Jungen ließen die vielen Lehrer staunend an sich vorüberziehen und einer machte endlich seinem Herzen Luft: „Du, weißt, was ich möcht? Wenn ich nur so viel Kreuzer hätt', als die all'jam schon Hieb austheilt haben!“

Zur gefälligen Beachtung.

Unseren geehrten Abonnenten zur Nachricht, daß wir demnächst den zweiten Jahrgang der „Neuen Sonntags-Post“ mit folgenden Romanen beginnen:

Eine Jugendsünde. Roman von Hermine Frankenstein. (Verfasserin von: „Das Gespenst der Marquise.“)

Kardinal und Herzog. Historischer Roman von Wilh. Grothe.

Die Papiere des Kaplans. Roman von Mariam Tenger.

Bei Ausgabe der Nr. 51 sind sämtliche Boten mit ersten Nummern des zweiten Jahrganges versehen, um dieselben den geehrten Abonnenten zur Ansicht vorzulegen.